

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#1
2017

Soziologie des Essens

*Zubereitung, Konsum und Verteilung
in Gegenwart und Zukunft*

**Die gesellschaftliche Konstruktion
des Fleischkonsums** Jeff Mannes | **Beikost als
komplizierte Angelegenheit** Judith Pape | **Kontrolle
außer Kontrolle** Corinna Schmechel



Mach mit!

Schick uns deine Fotografien!

Das SOZIOLOGIEMAGAZIN erscheint zweimal im Jahr jeweils zu einem bestimmten Thema und beinhaltet soziologisch relevante Beiträge, sorgfältig lektoriert und von einem Wissenschaftsbeirat fachlich begutachtet, Interviews, Buchreviews, Termine u. v. a. m. Parallel dazu gibt es im Internet den Wissenschaftsblog des Soziologiemagazins, um Diskussionen anzuregen und auf aktuelle Anlässe reagieren zu können.

Im Herbst 2017 erscheint unsere Ausgabe zum Thema:

Entfremdung

Und wovon eigentlich?!

Hierzu möchten wir wieder zum Thema passende Fotos und deren Macher_innen im Magazin präsentieren. Selbstverständlich steht eine kurze Personendarstellung inklusive Kontaktdaten am Beginn jeder Veröffentlichung!

Die Fotografien sowie das Fotograf_innenportrait erscheinen in unserem E-Journal und in unserer gedruckten Ausgabe.

Die Bildrechte bleiben selbstverständlich bei dem Fotografen/der Fotografin.

Und so geht's:

Wer bei uns veröffentlichen möchte, sendet einfach eine Vorauswahl von maximal fünf kleingerechneten Bildern oder Grafiken (insgesamt bis 5 MB) an unsere Bildredaktion. Wir werden zeitnah eine Entscheidung treffen und mit euch in Kontakt treten. Über Zusendungen, Tipps und Kontakte freut sich die:

bildredaktion@soziologiemagazin.de

Ansprechpartner: Heiko Heil

EINSENDESCHLUSS:

01.07.2017

Soziologie des Essens

Liebe Leser_innen,

bevor wir über Essen schreiben, möchten wir gern über eine Änderung im Verein berichten, die wir zu verdauen hatten. Im Dezember 2016 fand eine Mitgliederversammlung statt, auf der ein neuer Vorstand gewählt wurde. Die bisherigen Vorstände Anja Liebig, Benjamin Köhler und Nadine Jenke kandidierten aus beruflichen und privaten Gründen nicht für eine weitere Amtszeit, sodass aus der Wahl ein neuer Vorstand, bestehend aus Claas Pollmanns, Maik Krüger und Markus Rudolfi hervorgegangen ist. Wir möchten uns bei allen dreien für die tolle (Zusammen-)Arbeit bedanken und bedauern es sehr, sie an die Erwerbsarbeit verloren zu haben. Doch so bitter es ist, so gewollt ist es auch: Da das Soziologiemagazin ein ehrenamtlicher Verein ist, bringt dieser keinen Erwerb für Miete oder Essen ein – womit wir beim aktuellen Heftthema sind.

Essen, das machen wir doch in jeder Lebenslage, bei jeder Gelegenheit: Auf dem Weg zur Universität, zur Schule oder zur Arbeit, vor dem Fernseher, beim Einkaufen und so weiter – und das wäre nur

der Aspekt des Verzehrs. Das Ganze ließe sich darüber hinaus zum Beispiel auf Produktion früher, heute, hier, woanders, für uns, für andere etc. ausweiten – auch hiermit wäre noch nicht das gesamte Feld erfasst. Dies macht die Soziologie aus. Es scheint jedoch gar nicht so leicht zu sein, Essen soziologisch zu denken. Umso mehr möchten wir uns für die eingegangenen Einsendungen bedanken, die unter anderem auf unserem Blog, aber auch hier in diesem Heft zu finden sind. Wir sind sehr glücklich, euch drei spannende Beiträge präsentieren zu können, die den kritischen Blicken der Redaktion und des Wissenschaftlichen Beirats standhalten konnten. Was erwartet euch also in diesem Heft?

Zunächst untersucht Judith Pape (Frankfurt am Main) die Geschlechter- und Rollenbilder vor dem Hintergrund der Übergangsphase von Milchernährung zu fester Kost bei Kleinkindern. Sie führte teilnehmende Beobachtungen bei Bildungsangeboten eines Familienzentrums in einer westdeutschen Großstadt durch. Beikost scheint dabei am Ende eine kompliziertere Familienangelegenheit zu sein, als man erwarten könnte. Im Anschluss widmet sich Jeff Mannes (Trier) dem sogenannten Fleisch-Paradoxon: Viele Menschen wollen einerseits nicht, dass Tiere leiden, verzichten jedoch gleichzeitig nicht auf den Fleischkonsum. Aufbauend auf dem von Sozialpsychologin Melanie Joy eingeführten Begriff des Karnismus analysiert

der Autor unsere Essgewohnheiten aus wissenssoziologischer und habitustheoretischer Perspektive. Schließlich betreten wir das Gebiet der Medizin, wenn Corinna Schmechel (Oldenburg) Prozesse der „Körperführungsethik“ untersucht und dabei hinter problematisierten Ernährungsweisen und Körperpraktiken normative Erwartungen aufzeigt.

In unserem Serviceteil erwarten euch außerdem wie immer eine Terminübersicht mit Tagungen und Calls zum Thema sowie ein Literaturüberblick für den Einstieg oder vertiefende Studien der Soziologie des Essens.

Zum Schluss bleibt uns nur, euch allen zu danken: für euer Interesse an unserem Magazin, fürs Followen, fürs Teilen des Calls und ganz besonders natürlich allen, die ihre Arbeiten eingesendet und mit uns gearbeitet haben. Wir wünschen euch nun viel Freude beim Lesen unserer 15. Ausgabe. Wir möchten euch bei dieser Gelegenheit außerdem auf unseren neuen Call for Papers zum Thema „Entfremdung – und wovon eigentlich?!“ (Einsendeschluss ist der 1. Juni 2017) hinweisen, den ihr in diesem Heft und auf unserem Blog finden könnt. Vielleicht lesen wir ja bald von euch?

Maik Krüger und Sarah Kaschuba

1 / 2017

Editorial	1
Soziologie des Essens von Maik Krüger und Sarah Kaschuba	

Interview

„Das ist keine Frage des Geschmacks“	5
Das Expert_inneninterview mit Prof. Dr. Matthias Klemm und Dr. Agnieszka Satola geführt von Markus Rudolf	

Schwerpunkt

Die gesellschaftliche Konstruktion des Fleischkonsums	13
Und die Formierung des Karnismus-Habitus von Jeff Mannes	
Beikost als komplizierte Angelegenheit.....	35
Erwartete Risiken bei der Umstellung auf feste Kost und daran gebundene Verantwortlichkeiten beim Elternpaar von Judith Pape	
Kontrolle außer Kontrolle	55
Genealogische Betrachtungen zum Konzept der Essstörungen von Corinna Schmechel	

Aus der Redaktion

Literatur zum Thema	76
Tagungen und Termine	78
Redaktionsteam und Danksagung	80
Impressum	87



Wer würde nicht gerne in einem Magazin erscheinen?

Falls du gerne schreibst und Begeisterung für die Soziologie aufbringst,
könnte in der nächsten Ausgabe dein Beitrag hier gelistet sein!

INTERVIEW



” Das ist keine Frage des Geschmacks

Das Expert_inneninterview zum Titelthema mit Prof. Dr. Matthias Klemm und Dr. Agnieszka Satola

5

geführt von Markus Rudolphi

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Zunächst einmal vielen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben dieses Interview zu geben! Sie sind beide an der Hochschule in Fulda am Fachbereich der Sozial- und Kulturwissenschaften tätig.*

In Ihrem Vortrag zu „Integrationsverständnis und interkulturelles Potenzial“, welchen Sie am 30. September 2016 im Rahmen der Tagung „Appetit auf Zukunft – Interkulturell essen in Hessen“ an der Hochschule Fulda gehalten haben, bringen Sie das Thema „Integration“ mit dem Thema „Essen“ zusammen – wie kommt es, dass Sie sich gerade für das Essen entschieden haben?

KLEMM/SATOLA: Der Vortrag fand auf einer Tagung zum Thema Integration und interkulturelles Essen statt. Wir fanden es naheliegend, dann auch Essen in den Mittelpunkt zu stellen.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Könnten Sie für unsere Leser_innen kurz den Kern Ihres Vortrags wiedergeben?*

KLEMM/SATOLA: Der Kerngedanke unseres Vortrags war es, das Konzept der Integration von seinen kollektivierenden Implikationen abzulösen. Am Essen lässt sich ganz wunderbar zeigen, dass wir heute,

– wenn überhaupt, ein individualistisches Integrationsverständnis brauchen, also eines, welches Individuen erlaubt, sich mit ihren Ausdrucks- und Lebensweisen gesellschaftlich einzubringen. Integration bezieht sich aus dieser Warte einerseits auf Personen und bedeutet, dass Individuen mit dem Anspruch konfrontiert sind, über ihre Ausdrucksweisen und Entscheidungen Rechenschaft abzulegen. Das ist keine Frage des Geschmacks, sondern der Notwendigkeit: Institutionen wie das Selbstverständnis unserer biografischen

man sagen, dass kollektivierende Zuschreibungen kultureller Andersartigkeit, ob es sich um Essen oder etwas anderes handelt, in dem Maße kontraproduktiv wirken, in dem sie Individuen die Möglichkeit nehmen, ihre Deutung ihrer Praktiken zu artikulieren. Sie definieren gewissermaßen „von außen“, was es bedeutet, bestimmte Dinge zu tun. Leider ist der gegenwärtige Integrationsdiskurs (und nicht nur dieser) geradezu durchtränkt von solchen bevormundenden Strategien.

6



Prof. Dr. Matthias Klemm

betreut in Fulda den Lehr- und Forschungsbereich Arbeit, Organisation und Interkulturalität und befasst sich zurzeit unter anderem in einem interdisziplinären Forscher_innennetzwerk mit der Frage, wie Geltungsansprüche von Wissen in transnationalen Arenen verhandelt werden.

Identität basieren darauf. Andererseits bezieht sich Integration auf Praktiken, mithilfe derer Personen ihre Identität und Entscheidungen zum Ausdruck bringen und auf die Frage, welche Praktiken als legitim, welche als illegitim gelten. Die erste Dimension bezeichnet, wenn man so will, die sozialstrukturelle Seite der Integration, die zweite die kulturelle. Ergänzend kann

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *In dem Aufsatz „Eating the Other: Desire and Resistance“ kritisiert die Autorin bell hooks (1992) die Kommodifizierung des Kulturellen und dessen Einverleibung durch ein weißes, imperialistisches, rassistisches und kapitalistisches Patriarchat. Es ist daher nicht unproblematisch, „Essen“ im interkulturellen Kontext zu thematisieren, weshalb*

Dr. Agnieszka Satola

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Projekt „Interkulturelle Differenzen anders denken“, in dem es um die Internationalisierungsprozesse an der Hochschule Fulda und ihre Folgen für die Hochschuldidaktik und die Teilhabe der internationalen Studierenden an dem Hochschulalltag geht. Ansonsten lehrt sie in den Bereichen qualitative Sozialforschung, Migrations- und Kultursoziologie.



eine Auseinandersetzung mit Formen der kulturellen Aneignung hier unerlässlich scheint. Unsere Frage wäre demnach, inwieweit es sich in der Debatte um Integration (durch Essen) eigentlich vermeiden lässt, dass sich nicht nur dem weißen, imperialistischen, rassistischen und kapitalistischen Patriarchat wünschenswerte Esspraktiken durchsetzen, sondern tatsächlich so etwas wie transkulturelle Praktiken etablieren?

KLEMM/SATOLA: Die Fragen, mit Hilfe welcher Esspraktiken Menschen am sozialen Leben teilhaben und wie diese organisiert werden, mit anderen Worten: welche sich durchsetzen oder nicht durchsetzen, haben in unseren Augen nicht Wissenschaftler_innen zu entscheiden. Bestimmte Esspraktiken setzen sich an bestimmten Orten durch, das heißt auch immer unter bestimmten Vorzeichen, seien das „kapitalistische“ oder andere. Richtig

ist natürlich auch, dass „exotische“ Speisen und „andersartige“ Esspraktiken gerne herangezogen werden, um so etwas wie eine gelungene Integration, die eigene Toleranz und die vorgebliche Wertschätzung von Vielfalt zu symbolisieren. Auf dieser Ebene der Darstellung, der Imagination und der Projektion von Sehnsüchten setzt der von Ihnen angesprochene Artikel mit seiner Kritik an. Die medienwissenschaftliche, auf Machtasymmetrien und Deutungshoheiten fokussierte Kritik übersieht aber das enorme Streitpotenzial des Essens und seiner lebensstilbezogenen Rahmungen. Es kann überhaupt keine Rede davon sein, dass das Essen in erster Linie verbindend – oder integrativ – dadurch wirkt, dass das „Andere“ entweder einverleibt (und so enteignet) oder aber ausgestoßen und eliminiert wird. Vielmehr ranken sich verbittert geführte Auseinandersetzungen um das richtige oder falsche Essen, werden

kapitalismuskritische Fragen aufgeworfen, Familienzusammenkünfte gesprengt, Lebensstile verteidigt, die „Anderen“ verdammt, Ansprüche auf kulturelle Traditionen artikuliert, fallen Selbstbeschreibung und Praxis auseinander etc. Die Integration verläuft also auch hier über die Selbstzurechnung zu bestimmten Esspraktiken und durch die Ablehnung bestimmter anderer: also im Grunde individualistisch. Deshalb würden wir es vorziehen, erstens nach den Authentizitätsansprüchen zu fragen, die „echte“ Individuen mit ihren Praktiken verbinden und zweitens nach den Verfahren, innerhalb derer diese sich selbst verwirklichen können.

8

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Nun hat Essen ja nicht nur mit Integration zu tun, sondern betrifft ganz unterschiedliche Bereiche der Gesellschaft. Welches Potenzial würden Sie ganz allgemein für eine „Soziologie des Essens“ sehen und welche Fragestellungen drängen sich hierbei in den Vordergrund?*

KLEMM/SATOLA: Das Essen lässt sich in allen möglichen soziologischen Themenfeldern verankern. Eine interessante Frage könnte sich darauf beziehen, welche (Ess-) Praktiken zugelassen und gefördert oder verboten werden und wie diese Entscheidungen getroffen werden (Stichwort: „Der Islam gehört zu Deutschland“ vs. „Der Islam gehört nicht zu Deutschland“). In Bezug auf Essen stellt sich hier die Frage nach der Akzeptanz der Legitimität des

anderen Geschmacks, ohne dass man sich diesen zu eigen machen müsste (z.B. Essen von Skorpionen statt Essen von Krabben). Somit geht es hier nicht um die Integration von Personen, sondern um die Integration von mehr oder minder irritierenden Praktiken, und so gesehen, um die Erweiterung des Spektrums der Handlungsmöglichkeiten, mithilfe derer Personen sich gesellschaftlich integrieren können.

Eine weitere Frage könnte wiederum die Bedingungen oder die Prozesse fokussieren, die zur Entwicklung einer kulturtranszendierenden Haltung führen, die ermöglicht, die eigenen mit den fremden Praktiken zu integrieren, wodurch eine neue Form des Essens – das transkulturelle Essen – entsteht. Im Zentrum dieser Fragestellung würde nicht die Verständigungsebene, sondern die des Miteinander-Essens selbst stehen. Die Entwicklung einer kulturtranszendierenden Haltung setzt die Offenheit für andere Essgewohnheiten im Sinne einer Annäherung und wechselseitigen Veränderung der beiderseitigen Essgewohnheiten und die Entwicklung gemeinsamer Lebensweisen voraus. Bezugnehmend auf die Migrations- und Integrationspolitik könnte man erforschen, was solche Veranstaltungen wie Karneval der Kulturen in Berlin oder die Parade der Kulturen in Frankfurt bezwecken, wo das Essen, aber auch die Kleidung, Musik, etc. das Typische für ein Land oder eine Kultur repräsentieren sollen. An solchen Orten

wird die kulinarische Vielfalt oder der kulinarische Multikulturalismus konsumiert.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Interessant finden wir auch die methodische Herangehensweise einer empirisch geprägten „Soziologie des Essens“, vor allem wenn man auf Texte wie etwa den von Annemarie Mol et al. (2011) stößt, der da heißt „Mixing methods, tasting fingers: Notes on an ethnographic experiment“. Welche Methoden haben sich für Sie beim Thema „transkulturelles Essen“ als bewährt gezeigt?*

KLEMM/SATOLA: Für unseren Vortrag haben wir die eine recht naheliegende „Methode“ verwendet: die Beobachtung gesellschaftlicher Kommunikation. Methodisch lassen sich Fragen nach dem Transkulturellen auch erforschen, indem man beispielsweise Diskurse analysiert, in denen geschichtliche Veränderung der Esskulturen unter den Einflüssen der Migrationsbewegungen sichtbar werden. Wobei ein spannender Punkt an dem wunderschönen Artikel, den Sie angesprochen haben, im eben genannten Sinne die Haltung des „als ob“ ist: Die integrierende Klammer des Mit-den-Fingern-Essens ist dort nicht das Essen um des Essens willen, sondern das Ge- oder Misslingen eines ethnografischen Experiments: also des forschenden Miteinanderessens. Die Forscher_innen tun so „als ob“ es um das Essen ginge, es geht aber um einen Weg der Erkenntnisgewinnung. Daran zeigt sich

unseres Erachtens nach, dass die Genese des „Trans“ in transkulturellen Praktiken einer ermöglichenden Sinnklammer bedarf, die einen spielerischen Umgang mit dem Selbstverständlichen ermöglicht.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Zum Schluss: Wann, wie und wo essen Sie am liebsten? Und mit wem?*

KLEMM: Ich bin eher ein Abendesser, dann am liebsten warm mit Familie und Freunden.

SATOLA: Bei mir ist es genauso.

SOZIOLOGIEMAGAZIN:
Herzlichen Dank!

Das Interview wurde Ende Februar 2017 in schriftlicher Form geführt.

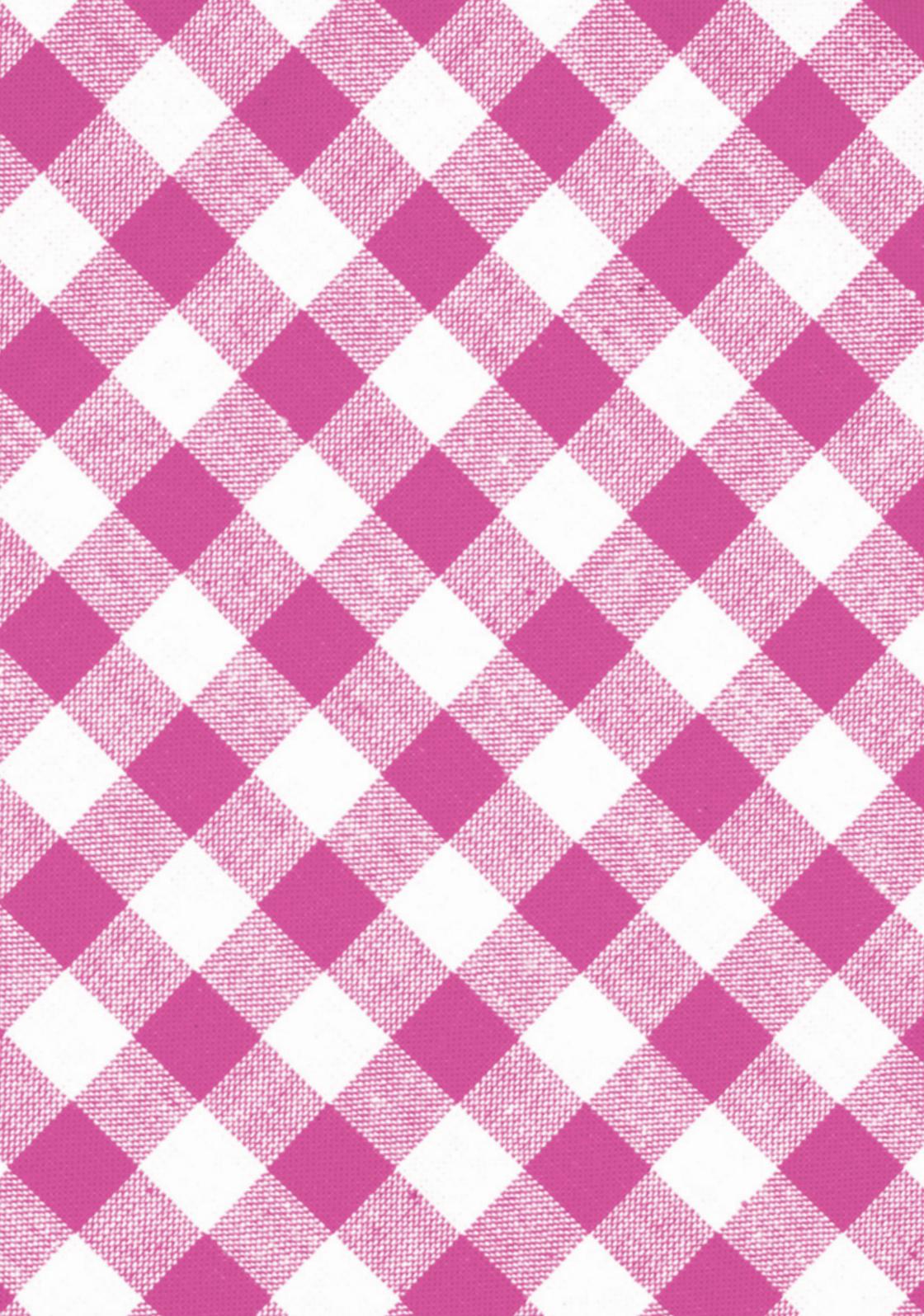
LITERATUR

Hooks, Bell (1992): *Black Looks: Race and Representation*. Boston, MA: South End Press.

Mol, Annemarie M. et al. (2011): *Mixing methods, tasting fingers: Notes on an ethnographic experiment*. In: *HAU Journal of Ethnographic Theory*, Jg. 1/1, S. 221–243.

SCHWERPUNKT





FRYNSMS



Die gesellschaftliche Konstruktion des Fleischkonsums

und die Formierung des Karnismus-Habitus

von Jeff Mannes

13

Die Soziologie hat das Mensch-Tier-Verhältnis bis vor kurzem fast komplett ignoriert – trotz überwältigender physischer und symbolischer Präsenz von Tieren im menschlichen Alltag. Dabei spielt vor allem unser widersprüchliches Verhältnis zu verschiedenen Tierarten eine zentrale Rolle: Unter dem Fleisch-Paradoxon bezeichnen die Psychologie und die Sozialwissenschaft den Umstand, dass Menschen einerseits nicht wollen, dass andere Tiere leiden, andererseits aber mit dem Essen von Fleisch dieses Leid in Kauf nehmen – jedoch nur bezüglich bestimmter Tierarten. Die Sozialpsychologin Melanie Joy erklärt dies mit dem Begriff des Karnismus – ein System aus Überzeugungen, das uns daran gewöhnt, bestimmte Spezies zu essen und dabei durch gewisse soziale und psychologische Abwehrmechanismen das den meisten Menschen inhärente Mitgefühl für diese Tierarten abzuschwächen. In dieser Arbeit werden Joys Befunde mit wissenssoziologischen sowie habitustheoretischen Ansätzen verknüpft und somit aus einem klassisch soziologischen Blickwinkel betrachtet.

abstract

Das Unbehagen der Soziologie am Mensch-Tier-Verhältnis

Die Rolle, die nichtmenschliche Tiere (im Folgenden nur noch: Tiere) im Leben der Menschen einnehmen sowie die unterschiedlichen Mensch-Tier-Beziehungen (in seiner Gesamtheit als das Mensch-Tier-Verhältnis (vgl. Chimaria AK 2011: 16)) – zum Beispiel als Gefährten und Familienmitglieder (*Haustiere*), als Nahrungslieferanten (*Nutztiere*), als Unterhaltung (Tiere in Zirkus und Zoo), als Versuchsobjekte in der Wissenschaft (Labortiere), oder auch in der Symbolwelt (religiöse Götter mit tierlichen Attributen, oder zahlreiche Marken mit Tiernamen) – sollen deswegen als Anlass genommen werden, mit dieser Arbeit die Auseinandersetzungen der Soziologie mit den Mensch-Tier-Verhältnissen zu erweitern. Zu den wissenschaftlichen Human-Animal-Studies gehören unter anderem auch die Forschungen um Karnismus, welcher „ein unsichtbares System aus Überzeugungen (engl.: *belief system, ideology*) [beschreibt], das es Menschen ermöglicht, *bestimmte* Tierspezies zu töten bzw. töten zu lassen und zu essen, ohne Mitgefühl für diese Spezies zu empfinden“ (Mannes 2015: 191, Herv. im Original). Der Begriff wurde erstmals von der Sozialpsychologin Melanie Joy (2003) in ihrer Doktorarbeit über die Psychologie des Fleischkonsums geprägt. Sie argumentiert, dass Menschen die kognitive Dissonanz, die sie beim

Genuss von Fleisch empfinden, durch gewisse sozialisierte psychologische und soziale Abwehrmechanismen unbewusst überwinden.

In einem Jahr werden in Deutschland fast zehn Mal mehr Nutztiere geschlachtet, als Menschen in eben jenem Land leben (vgl. DESTATIS nach Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland/Heinrich Böll Stiftung/Le Monde diplomatique 2014: 21). Aufgrund der hohen Zahlen macht der Konsum tierischer Produkte eine soziologische Betrachtung dieses Phänomens notwendig. Die Untersuchung unseres Verhältnisses zu den Tieren, die wir essen, könnte uns Erkenntnisse liefern, die bisher in einem kompletten blinden Fleck der Soziologie verborgen lagen – die potenziell aber ähnliche Auswirkungen haben könnten, wie die Ergebnisse der Geschlechterforschung oder der Postcolonial Studies. Diese Arbeit setzt deswegen an den bisherigen Arbeiten zu Karnismus an und untersucht, inwiefern sich klassische anerkannte Theorien der Soziologie mit der Karnismustheorie vereinbaren lassen. Genauer gesagt handelt es sich dabei um die Theorie der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns und die Habitustheorie Pierre Bourdieus. Es wird versucht, die Arbeiten zum Karnismus mit diesen klassischen Theorien zu vereinbaren und aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Bergers und Luckmanns Theorie der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit wird sich als



[Es überrascht], dass diese Tiere bis vor kurzem **kaum** von der Soziologie **berücksichtigt** wurden.

ein ausschlaggebendes Mittel erweisen um zu erklären, warum die westliche Kultur beispielsweise Schweine, aber keine Hunde isst. Pierre Bourdieus Habituskonzept soll anschließend verdeutlichen, wie sich Karnismus im Habitus einschreibt. Dabei spielt auch das Konzept der Sozialisation eine wichtige Rolle, die in einem modernen Verständnis nach Hurrelmann wie folgt definiert werden kann:

Sozialisation bezeichnet [...] den Prozess, in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet, die sich über den Lebenslauf hinweg in Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt. Sozialisation ist die lebenslange Aneignung von und Auseinandersetzung mit den natürlichen Anlagen, insbesondere den körperlichen und psychischen Grundmerkmalen, die für den Menschen die ‚innere Realität‘ bilden, und der sozialen und physikalischen Umwelt, die für den Menschen die ‚äußere Realität‘ bilden (Hurrelmann 2006: 16).

Die Soziologie und die Mensch-Tier-Verhältnisse

In ihrer Untersuchung verdeutlicht Melanie Bujok (2015) das gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnis anhand des folgenden Beispiels: Die Hauptfigur steigt morgens aus einem Bett mit Daunenfederdecke, wäscht sich mit einer aus tierischen Fetten hergestellten Seife, trinkt einen Milchkaffee und liest in einer Tageszeitung, dass in dem Dorf, durch das sie oftmals bei einem ihrer Ausritte gekommen ist, ein neuer Schweinemastbetrieb gebaut werden soll. Später versorgt sie die Fische im Aquarium, packt ein Käsebrod für die Arbeit ein, zieht sich eine Jacke mit Fellkapuze über, sieht den Wagen der Marke „Jaguar“ des Nachbarn, bemerkt an der Bushaltestelle Werbung für einen Zirkus mit Raubtier-Dompteuren, beobachtet in der Mittagspause Angler sowie Menschen, die ihre Hunde ausführen, sieht auf der Heimfahrt einen Button mit einer Friedenstaube am Rucksack eines Jugendlichen usw. (vgl. Bujok 2015: 107f.). Anhand dieser Fülle an Interaktionen des Menschen mit anderen Tieren überrascht es, dass diese Tiere bis vor kurzem kaum

von der Soziologie berücksichtigt wurden. Das hat unterschiedliche Gründe. So hat sich zum Beispiel die Soziologie immer als eine Humanwissenschaft verstanden. Natur und Tiere wurden eher ausgeklammert und der Biologie und den Naturwissenschaften überlassen. „Somit erkennt die Soziologie [...] Tiere bisher kaum als soziale Akteure bzw. Interaktionspartnerinnen und -partner an und betrachtet die sich auf diese beziehenden sozialen Praxen, Institutionen und kollektiven Denkmuster als nicht untersuchungsrelevant.“ (Gutjahr/Sebastian 2013: 59)

16

Traditionell hat auch der Begriff der Gesellschaft Tiere zumeist ausgeschlossen. Wie wir später noch sehen werden, beruht dies in den meisten Fällen auf einem gesellschaftlich konstruierten und tief verwurzelten, gegensätzlichen Natur/Kultur-Dualismus, der auch die Soziologie prägt: Tiere werden der Sphäre der Natur zugeschrieben und sind somit aus der menschlichen Sphäre der Kultur und der Gesellschaft ausgegrenzt (vgl. Chimaira AK 2011: 17f., vgl. Gutjahr/Sebastian 2013: 59). Wie aber am obigen Beispiel dargelegt wurde, sind Tiere sehr wohl auch Teil der (nicht nur) von Menschen gemachten Kultur und Gesellschaft, sei es tatsächlich oder symbolisch.

Die gesellschaftliche Konstruktion des „Tiers“

Während ein kleiner Teil von Tieren als Haustiere betrachtet und behandelt wird, lebt der Großteil der von Menschen gehaltenen Tiere jedoch so, dass sie einen Nutzen für den Menschen erfüllen sollen, zum Beispiel zur Herstellung von Lebensmitteln, Medikamenten, Kosmetika oder als Unterhaltungszweck im Zirkus. Meist sind diese Haltungsformen mit Gewalt- und Machtstrukturen verbunden (vgl. Pfeiler/Wenzel 2015: 189). Ein zentrales Thema zieht sich durch fast alle diese Beziehungsformen: Der Dualismus zwischen Mensch und Kultur auf der einen und Tier und Natur auf der anderen Seite (vgl. Noske 2008: 85ff.). Dieser Dualismus ist ein typisches Denkmuster westlicher Gesellschaften mit ihrer Programmatik der Naturbeherrschung und dem „Tier“ als zentrales Symbol dieser Naturbeherrschung: „Indem das Tier als Hervorbringung eines blinden, bewusstlosen Naturprozesses betrachtet und in Kontrast zum ‚Kulturwesen Mensch‘ gestellt wird, erfolgt seine Unterwerfung, Versachlichung und industrielle Massenausbeutung.“ (Mütherich 2003: 17) Dabei stellt schon alleine die Kategorisierung in „Mensch“ und „Tier“ ein Problem dar. Naturwissenschaftlich betrachtet gehören Menschen zum Tierreich, sie sind eine Tierart unter vielen. Wenn wir aber umgangssprachlich von Tieren sprechen – und diese Deutung ist

die dominierende – so meinen wir damit Millionen unterschiedliche Spezies, vom Regenwurm bis zum Gorilla, klammern aber den Menschen aus (vgl. Mütterich 2015: 50). „Menschen sind Tiere und gleichzeitig das Gegenteil von Tieren.“ (Mütterich 2003: 18)

Ein weiteres Problem stellt der polemische Unterton des Tierbegriffs dar. „Das Tier“ und vor allem „das Tierische“ sind mit Attributen wie „dumpf“, „triebhaft“, „roh“, oder „grausam“ versehen (vgl. Mütterich 2015: 51). Die Ursprünge dafür reichen zurück bis in die Anfänge der abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam und ihre patriarchalen Viehzüchterkulturen, einschließlich ihrer Vorstellung eines allmächtigen, männlichen Schöpfergottes, in denen der (männliche) Mensch als dessen Ebenbild fungiert, während der Teufel mit tierlichen Attributen, wie Schafshörnern oder Ziegenbeinen, versehen oder ganz als Schlange oder Drache dargestellt wurde (vgl. Mütterich 2003: 20ff).

Eine kulturhistorische Abarbeitung könnte hier als Grundlage für weitere Forschungen zum gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnis der okzidentalen Denktradition dienen, ist aber nicht Gegenstand dieser Arbeit. Zwei besonders wichtige Punkte sollen hier dennoch nicht unerwähnt bleiben:

Zum einen ist dies der Einfluss des Philosophen René Descartes auf die westliche Philosophiegeschichte und unser heutiges

Verständnis von Menschen und Tieren:

Mit seiner expliziten Zweiteilung der Welt durch die Entgegensetzung von Geist/Denken (res cogitans) auf der einen und Körper/Materie (res extensa) auf der anderen Seite verstärkt Descartes den tiefenkulturellen Dualismus abermals. Der Mensch, so Descartes, sei unzweifelhaft Bewohner beider Welten, während die Tiere aufgrund ihres vollkommenen Vernunftmangels, der sich durch ihre Sprachunfähigkeit beweise, nur in der Welt der Materie existierten. (Mütterich 2003: 25)

Diese Überlegungen führten dann auch zu Descartes' Schlussfolgerung des „Tiers“ als ein seelen- und empfindungsloser Automat, der die Nutzung von Tieren unter anderem für Versuchsexperimente moralisch rechtfertigen ließ (vgl. Noske 2008: 113). Zum anderen spielt auch das Zeitalter der Aufklärung für unser heutiges Mensch-Tier-Verhältnis eine zentrale Rolle:

Im Rahmen der Säkularisierung wird die Vernunft [...] zu einem ‚Wesensmerkmal‘ des Staates wie auch des sittlich und rational handelnden Bürgers, d.h. des weißen besitzenden Mannes. [...] Indem der Homo Sapiens als Gattungswesen zum Endzweck, d.h. zum eigentlichen und einzigen Zweck der Naturentwicklung und -geschichte

erklärt wird, wird ihm – anders als in seiner fremdbestimmten Rolle als ‚Krone der Schöpfung‘ – ein entwicklungs-geschichtlich autonomer und gottgleicher Sonderstatus zuteil. Da nach dieser teleologischen Vorstellung die gesamte Naturgeschichte ihren Sinn erst in der Heraufkunft des Menschen findet, werden alle anderen – tierlichen – Gattungen, zumal sie als vorgängig und entwicklungsunfähig gelten, als überholte evolutionäre Vorformen und damit als ein von der Natur gestiftetes Material für menschliche Zwecke betrachtet. Die Kraft der hieraus ableitbaren Legitimationen für die Verdinglichung und die forcierte Ausbeutung von Tieren wird hier unmittelbar deutlich. (Mütherich 2003: 26)

Aus dieser ideengeschichtlich dualistischen Tradition ergibt sich laut Mütherich eine antithetische Gleichungskette, die durch ihren hohen Legitimationswert eine bis heute zentrale Argumentationshilfe zur Höher- und Minderwertigkeit liefert:

Die Antithetische Gleichungskette

Vernunft	Trieb
Moral	Instinkt
Seele	Körper
Geist	Materie
Kultur	Natur
Mensch	Tier
Gut	Böse
(Gott)	(Satan)

Im Zuge dieser Dichotomie konstruieren Menschen sich selbst in Abgrenzung zu Tieren als höherwertig, moralisch rein, sauber, gut, nicht gewalttätig und nicht abartig. Gesellschaftlich wird dann der Mensch als die Norm gesetzt, während „das Tier“ als „das Andere“ konstruiert wird, eine der Grundlagen für seine Unterdrückung (vgl. Buschka/Rouamba 2013: 25). Der mit einem Wertgefälle versehene Dualismus zwischen Mensch (Kultur) und „Tier“ (Natur) stellt also eine gesellschaftliche Konstruktion dar, deren Funktion nicht nur die Legitimierung der teils gewalttätigen Behandlung von Tieren ist, sondern die sich, wie wir sehen werden, auch durch Sozialisierung im Habitus des Individuums festschreibt.

Karnismus und Fleischkonsum

Bevor sich den weiteren Ausführungen genähert wird, muss das Konzept des Karnismus erst einmal genauer erklärt werden. Der Begriff wurde erstmals 2001 von Melanie Joy verwendet und beschreibt, wie bereits erwähnt, ein System aus Überzeugungen (bzw. eine Ideologie oder eine Weltsicht), die es Menschen ermöglicht, ihr Mitgefühl, das sie generell für fühlende Wesen empfinden, bei den für sie als essbar geltenden Tierarten auszuschalten (vgl. Mannes 2015: 191). Die Frage, wieso Menschen, die sich selbst als tierliebend bezeichnen, bestimmte Tierarten essen

können, ohne dass sie dabei irgendeinen Widerspruch verspüren, beantwortet Joy mit der Entwicklung einer antrainierten Weltsicht, die verhindert, dass dem Individuum die Ambivalenz zwischen seinen Überzeugungen („Ich bin gegen Tierquälerei“) und seinen Handlungen („Ich esse das Fleisch getöteter Tiere“) nicht mehr bewusst ist (vgl. Joy 2003: 1). Dabei kommt es zu einer veränderten Wahrnehmung des Selbst und der eigenen Handlungen, so dass diese Ambivalenz nicht nur größtenteils im Unbewussten verborgen bleibt, sondern dass das Individuum sogar den Anschein hat, seine Handlungen wären mit den eigenen Werten im Einklang. Dies funktioniert unter anderem durch psychische Betäubung (*psychic numbing*):

Psychic numbing is an interruption in psychoemotional processing which leads to diminished or blunted feeling. It is facilitated by and manifested in various ego defense mechanisms. Psychic numbing is thought to allow one to participate in violent practices without experiencing apparent cognitive-affective disturbance. (Joy 2003: ii)

Als einerseits eine gewaltvolle und andererseits eine gesellschaftlich dominierende (das heißt institutionalisierte, von fast der gesamten Gesellschaft durch tägliche Praxis mitgetragene und im Habitus der Individuen festgeschriebene) Weltsicht bedient sich Karnismus – so wie auch

andere gewaltvolle und dominierende Weltsichten (bspw. Sexismus, Rassismus oder Heterosexismus) – gewisser gesellschaftlich verankerter und sozialer wie psychologischer Schutzmechanismen. Diese ermöglichen es dem Individuum erst, die Ambivalenz zwischen Werten und Handlungen nicht bewusst wahrzunehmen, um somit in der Lage zu sein, bestimmte Spezies zu essen. Welche Spezies als essbar gelten, unterscheidet sich von Kultur zu Kultur: „Carnism does not refer to a clear cut and monolithic ideology. American carnism is not the same as the French or Chinese manifestations of this ideology“ (Desaulniers/Gibert 2014: 297). Diese Schutzmechanismen sind grob in drei Kategorien eingeteilt (vgl. Mannes 2015: 191):

1. Leugnung, die sich zum Beispiel durch Dissoziation bemerkbar macht, indem unangenehme Gefühle und Gedanken in Verbindung mit dem Fleischkonsum aus dem Bewusstsein ausgeschlossen werden (vgl. Joy 2003: 111ff.). Aber auch die Vermeidung mit der Konfrontation der Fleischproduktion spielt hier eine Rolle (vgl. Joy 2003: 123f.).
2. Die Rechtfertigung durch die drei Ns der Rechtfertigung – Fleisch essen sei normal („Alle tun es“), natürlich („Unsere Vorfahren haben bereits Fleisch gegessen“) und notwendig (zum Beispiel indem wir lernen zu

glauben, Fleisch sei das einzige Nahrungsmittel, das Protein liefere) (vgl. Joy 2003: 110).

3. Und schlussendlich die Wahrnehmungsverzerrung, die sich wie folgt äußern kann: Dichotomisierung bzw. Kategorisierung (Aufteilung von Tierarten in essbar und nicht essbar) (vgl. Joy 2003: 102ff.), Übergeneralisierung bzw. Entindividualisierung (vgl. Joy 2003: 119ff.), Objektifizierung bzw. Verdinglichung (vgl. Joy 2003: 125f.), Rationalisierung (vermeintlich rationale Erklärungen für irrationales Verhalten) (vgl. Joy 2003: 126ff.) und Ekel bzw. die Abwesenheit von Ekelgefühlen beim Konsum der als essbar erlernten Tierarten (vgl. Joy 2003: 128).

Joy fasst ihre Ergebnisse wie folgt zusammen:

1. Menschen streben nach kognitiver Konsistenz und einem positiven Selbstbild.
2. In der westlichen Kultur ist ein positives Selbstbild nicht mit Gewalt gegenüber unschuldigen Lebewesen vereinbar.
3. Die aktuelle Fleischproduktion ist ein unnötiger Gewaltakt.
4. Durch Fleischkonsum macht man sich an dieser Gewalt in einer gewissen Art mitverantwortlich.
5. Deswegen löst Fleischkonsum kogni-

tive moralische Dissonanz aus.

6. Karnistische Betätigung mildert diese Dissonanz durch soziale und psychologische Schutzmechanismen ab (vgl. Joy 2003: 16f.).

Im Folgenden soll nun der Zusammenhang zwischen Karnismus und der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit genauer erörtert werden.

Karnismus und die gesellschaftliche Konstruktion des Fleischkonsums

Berger und Luckmann treffen eine dialektische Aussage über die Gesellschaft: Einerseits sei sie ein Produkt des Menschen. Da sie aber auch auf den Menschen einwirke, sei der Mensch wiederum ein Produkt der Gesellschaft. Diese Beschreibung bietet bereits konkrete Anhaltspunkte, um den Umstand – und damit eine Kernaussage der Karnismus-Theorie – zu erklären: Warum Menschen in den meisten Kulturen aus Millionen von Spezies nur eine Handvoll an Tierarten als essbar betrachten, warum sie den Konsum anderer Tierarten oft als ekelhaft empfinden (bzw. warum sie den Konsum der Handvoll als essbar eingestuft Tierarten als *nicht* ekelhaft empfinden), warum sich diese Tierarten von Kultur zu Kultur unterscheiden, und schlussendlich warum Menschen das Essverhalten ihrer eigenen Kultur als rational

Übersetzung des Werbetextes

„Wir essen mit Freude und ohne Erschöpfung: Wurst aus Auvergne – absolute Lebensmittelreinheit – die ‚guten Würste des spendablen Schweins‘!“

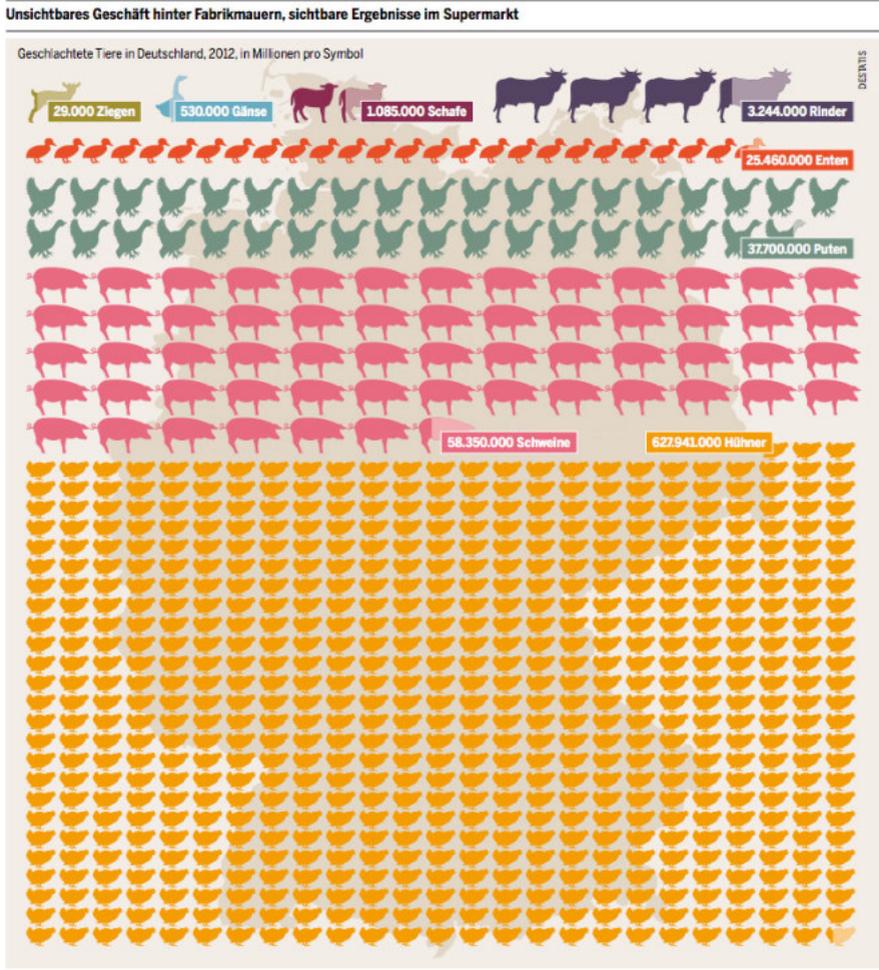
Den Prozess der Objektivierung beschreibt Berger als die „Gewinnung einer Wirklichkeit (durch die Produkte wiederum sowohl materiellen wie immateriellen Handelns), einer Wirklichkeit, die ihren Hervorbringern dann als Faktizität, außen und anders als sie selbst, gegenübersteht“ (Berger 1988: 4).

Der Konsum des Fleisches bestimmter und nicht anderer Tierarten kann als solche eine Faktizität betrachtet werden, die zwar vom Menschen stammt, aber nun außerhalb des Menschen besteht. Es entwickelt sich eine Realität *sui generis*, die vorschreibt, welche Tierarten gegessen werden dürfen und welche nicht. Dies äußert sich nicht nur in gesellschaftlichen Normen, deren Brechen mit sozialer Ächtung bestraft werden würde (zum Beispiel wenn Menschen als „barbarisch“ und „grausam“ etikettiert werden, die innerhalb einer Kultur, in der Hunde als Haustiere gelten, diese schlachten und verspeisen). Das zeigt sich auch in institutionalisierten Gesetzen, durch die zum Beispiel in den meisten okzidentalen Gesellschaften das Schlachten von Hunden, im Gegensatz zum Schlachten von Schweinen, juristisch verfolgt werden würde.

Das ursprüngliche Produkt des Menschen, dass er nur bestimmte Tierarten isst und andere nicht, gewinnt ein Eigenleben ihm gegenüber.

Dadurch wird also wiederum Druck auf den Menschen ausgeübt, sich dieser Realität anzupassen. Es kommt durch Sozialisierung zur Internalisierung des Karnismus, also zur „Wiederaneignung eben dieser Wirklichkeit seitens der Menschen, die sie noch einmal aus Strukturen der objektiven Welt in solche des subjektiven Bewusstseins umwandeln“ (Berger 1988: 4). Es versteht sich von selbst, dass dieses durch die Sozialisierung ausgelöste Zurückholen der objektiven in die subjektive Welt *unbewusst* passiert. Es kann also behauptet werden, dass der Fleischkonsum per se kein rein biologisches, sondern vielmehr ein soziales Phänomen ist. Trotzdem erscheint es den Menschen durch diese unbewussten Prozesse als ein biologisches, ein „natürliches“. Dies äußert sich auch in dem Umstand, dass es lange Zeit überhaupt keinen Namen für dieses soziale Phänomen gab. Es lag, und liegt meistens weiterhin, schlichtweg außerhalb unseres direkten Bewusstseins. Es verbleibt unsichtbar. Menschen, die auf Fleisch und andere tierliche Produkte verzichten, werden gemeinhin als Vegetarier_innen und Veganer_innen bezeichnet. Menschen, die sich nicht vegetarisch oder vegan ernähren, werden dagegen meist als „normal“, als „omnivor“ oder „karnivor“ betitelt. Dies reflektiert jedoch nur wiederum den biologischen Schein des sozialen

Abbildung 2
Geschlachtete Tiere in Deutschland



Phänomens des Fleischkonsums. Manchmal werden sie auch „Fleischesser_innen“ bezeichnet, so als wäre es ein bloßes Verhalten, das nichts mit einer gesellschaftlich tief verankerten Weltansicht (mitsamt dem dialektischen Prozess der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit und der damit verbundenen Sozialisierung) zu tun hätte. Diese Weltansicht, Karnismus, ist – eben weil alle darin sozialisiert wurden und deren Prämissen weitestgehend institutionalisiert haben – so allgegenwärtig. Sie gilt deshalb als so selbstverständlich, dass sie überhaupt nicht mehr als Weltansicht, als ein System aus Überzeugungen oder Ideologie wahrgenommen wird, sondern als „so, wie die Dinge nunmal sind“, bzw. als etwas „Normales“ und „Natürliches“, ja sogar „Notwendiges“, eine „Selbstverständlichkeit“, die an jede neue Generation weitergegeben und somit reproduziert wird: „The dominant culture has neglected to recognize or name this belief system [carnism] since its very prevalence makes it a social norm, concealing the underlying assumptions on which it is based.“ (Joy 2003: 7f.)

Wie wird Fleischkonsum nun gesellschaftlich legitimiert? Berger bezeichnet Legitimierung als „das Erklären und Rechtfertigen einer Gesellschaftsordnung mittels des in ihr gesellschaftlich objektivierten ‚Wissens‘“ (Berger 1988: 29). Die Arbeiten rund um die Erforschung des Karnismus fügen sich auch hier nahtlos ein. Das als „normal“, „natürlich“ und „notwendig“

geltende Schlachten und der Konsum einiger weniger im Gegensatz zu allen anderen Tierarten kann als ein solches gesellschaftlich objektiviertes ‚Wissen‘ bezeichnet werden: „Die Essbarkeit einer Sache hängt nicht von ihrem Geschmack ab, sondern davon, ob wir sie als akzeptables Nahrungsmittel einordnen. [] Geschmack ist erlernt, er ist weitgehend davon bestimmt, ob wir glauben, wir *müssten* etwas mögen.“ (Fiddes 2001: 50, Herv. im Original)

Da jedoch Forschungen zeigen, dass (mit Ausnahme gewisser Anomalien wie Psychopathie) alle Menschen dazu neigen mehr oder weniger Mitgefühl mit sowohl Menschen als auch Tieren zu empfinden (vgl. Filippi et al. 2010), muss diese Gesellschaftsordnung umso mehr erklärt und gerechtfertigt, sprich *legitimiert* werden. Dies geschieht einerseits auf objektiver Ebene durch Institutionalisierung (zum Beispiel durch Gesetze, die das Schlachten von Nutztieren erlauben, aber das Schlachten der meisten anderen Tiere, insbesondere von Haustieren, verbieten), aber andererseits vor allem auf subjektiver Ebene durch unbewusste Sozialisierung und Internalisierung dieser Gesellschaftsordnung beim Individuum. Somit wird also die Weltansicht Karnismus nicht nur auf objektiver, sondern vor allem auf subjektiver, unbewusster Ebene gewahrt, bewährt und reproduziert. Und wir können davon ausgehen, dass Verdinglichung und Entindividualisierung der Tiere hier noch eine

größere Rolle spielen als beim allgemeinen okzidentalischen Mensch-Tier-Verhältnis, insbesondere im Hinblick auf die These,

dass das wichtigste Merkmal von Fleisch seine greifbare Verkörperung der Herrschaft des Menschen über die natürliche Welt ist. [...] Das Muskelfleisch anderer hochentwickelter Tiere zu verzehren, drückt eindringlich unsere überragende Macht aus. Dies bedeutet nicht zwangsläufig, dass jede und jeder von uns immer dann, wenn sie oder er in ein Stück Fleisch hineinbeißt, bewusst die Unterjochung von Tieren gutheißt. Der Zusammenhang zur Beherrschung der Umwelt muss nicht individuell bewusst hergestellt werden, um zu wirken. (Fiddes 2001: 15)

Und der Verzehr von Tierfleisch eigne sich hervorragend dazu, Macht über die Natur zu verkörpern:

Es passt ins Bild, dass die Fleischmengen, die die meisten Menschen verzehrten, ungefähr vom siebzehnten Jahrhundert an größer wurden und Fleisch für sie eine größere Bedeutung erlangte. Die Wissenschaft hob in dieser Zeit die Notwendigkeit der Beherrschung der Natur hervor. Moralisch unterstützt wurde sie dabei durch mechanistische Philosophen, die die nicht menschlichen Tiere als verfeinerte Maschinen

darstellten. War früher vielleicht die Umweltkontrolle für die meisten Menschen, die vom Land leben mussten, eine grundlegende Notwendigkeit, so entwickelte sie sich jetzt und in einem unvorhergesehenen Ausmaß zu einem ideologischen Grundsatz der urbanen Gesellschaft. Fleisch war das Mittel, durch das mustergültig die Macht der menschlichen Industrie demonstriert werden konnte. (Fiddes 2001: 267f.)

Auf der Ebene der Sprache werden vom Kind in unzähligen Situationen bereits die Begriffe gelernt, mit denen es unterschiedliche Tiere in die Kategorien essbar und nicht essbar oder in die Kategorien Nutztiere, Haustiere oder Wildtiere einteilen kann. Kinderbücher über Bauernhöfe, Familienleben, Zoos und Wildnis sensibilisieren das Kind für die unterschiedlichen Verhaltensweisen, die gegenüber den jeweiligen Tierarten gesellschaftlich praktiziert werden. Beim Essen lernt es, Wörter wie „Chicken Nuggets“ oder „Schweineschnitzel“ als Selbstverständlichkeit anzusehen, während Wörter wie „Hundegulasch“ mindestens dadurch seltsam bleiben, dass sie nie im Sprachgebrauch auftauchen. Auf die Frage eines Kindes in der okzidentalischen Gesellschaft, warum man denn gerade Schweine, aber keine Hunde isst, würden viele wohl mit „So ist es nun mal“ antworten. Tatsächlich fällt das Tier in der Beschreibung des Nahrungsmittels einfach weg, wird somit also teils unsichtbar,

”

Wer groß werden will, **muss** Fleisch essen.

teils wird die „richtige Tierart“ aber auch einfach implizit mitgemeint: Schnitzel meint eben Schweine- oder Kalbschnitzel, Nuggets sind „selbstverständlich“ immer vom Huhn, und Gulasch ist in der Regel Rindergulasch.

Auf der Ebene der Legenden und Lebensweisheiten lassen sich Joys drei Ns der Rechtfertigung wiederfinden: Tiere essen sei normal, natürlich, notwendig. Dazu gehören zum Beispiel Aussagen wie „Wer groß werden will, muss Fleisch essen“ oder „Männer essen Fleisch“, aber auch „Wir haben schon immer Fleisch gegessen“ oder „Der Mensch befindet sich an der Spitze der Nahrungskette“. Diese Legenden und Lebensweisheiten sind wichtig, um die Prozesse der Normalisierung/Normativierung und Naturalisierung/Biologisierung eines kulturellen Überzeugungssystems zu stabilisieren. Joy meint dazu:

Die Drei Ns sind in unserem gesellschaftlichen Bewusstsein so tief verwurzelt, dass sie unser Handeln steuern, ohne dass wir überhaupt darüber nachdenken müssen. Sie denken für uns. Wir haben sie so vollständig verinnerlicht, dass wir oft nach ihren Grundsätzen leben, als wären sie allgegenwärtige Wahrheiten (Joy 2013: 110). [...] Na-

turalisierung macht Ideologien in geschichtlicher, göttlicher und biologischer Hinsicht unangreifbar. (Joy 2013: 124)

Auf der Ebene der Theorien und Institutionen werden die Nutzung und der Konsum bestimmter Tiere dann noch einmal stärker auf einer übergeordneten Sphäre legitimiert. Religion (Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild), Wissenschaft (der Mensch an der vermeintlichen Spitze der Nahrungskette; Klassifizierung von Menschen als omnivore Lebewesen) und geschichtliche Interpretationen (erst durch den Fleischkonsum sei es zur raschen Entwicklung des menschlichen Gehirns gekommen) spielen hier eine wichtige Rolle. Besonders aber das Rechtssystem ist zentral: „Indem die Grundsätze einer Ideologie in Gesetze gegossen werden, entsteht ein Zwang zur Konformität mit dem System.“ (Joy 2013: 117) Die jeweiligen Institutionen treten dabei als „Stimmen der Vernunft“, als „rational“ und „gemäßigt“ auf (vgl. Joy 2013: 112). Dabei sind auch sie in das jeweilige System eingebettet, das ihre Weltsicht mit beeinflusst.

Schlussendlich mündet dies dann in die letzte Ebene der symbolischen Sinnwelt, die das finale und komplette Werte-, Überzeugungs- oder Glaubenssystem des

Abbildung 3

Auszug aus einem Kinderbuch mit Bauernhofgeschichten

Die Tiere, die von dieser Kultur als essbar eingestuft werden, werden als uninteressiert beschrieben und beschäftigen sich eher mit Tätigkeiten, die ihrer Rolle als dem Menschen nützliche Tiere zugeschrieben werden. Im Kontrast dazu werden die Kaninchen, die in Deutschland eher selten gegessen und viel öfters als Haustiere gehalten werden, verspielt dargestellt. Das Kind lernt somit, Schweine, Hühner und Kühe als Nahrungslieferanten zu betrachten, mit denen man nicht spielt. Kaninchen wiederum sind – ähnlich wie Katzen und vor allem Hunde – Spielgefährten.



Der kleine Hase

Eines Tages hoppelt der kleine Hase zum Bauernhof.
Ob er hier Freunde zum Spielen findet?
„Wollen wir zusammen hüpfen?“, fragt er die Kühe.
Doch die Kühe möchten lieber ihr Heu fressen.
„Wollen wir Fangen spielen?“, fragt er die Hühner.
Doch die Hühner möchten lieber Eier legen.
„Wollen wir Verstecken spielen?“, fragt er die Schweine.
Doch die Schweine möchten sich lieber im Schlamm
suhlen.
Der kleine Hase lässt die Ohren hängen:
„Will denn niemand mit mir spielen?“
„Doch, wir!“, rufen die Kaninchen.
Zusammen spielen sie Fangen und Verstecken, bis sie
ganz müde sind.
Der kleine Hase muss nach Hause.
„Spielen wir morgen wieder?“, fragen die Kaninchen
ihren neuen Freund.
„Aber ja!“, ruft der kleine Hase und hoppelt fröhlich
davon.

Karnismus darstellt. Es ist quasi das Endresultat aller vorangegangenen Legitimationen und bettet diese in eine einheitliche Sinnwelt ein.

Karnismus und Habitus

Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit ist nur eine Theorie, mit der sich das Phänomen des Fleischessens erklären lässt. Eine andere ist Bourdieus Habituskonzept: „Das Essen von Fleisch ist ein Teil dessen, was Bourdieu [] unseren ‚Habitus‘ nennt – eine von den meisten Menschen nicht hinterfragte Grundregel.“ (Fiddes 2001: 18) Als die bestimmte Art und Weise, wie die Welt betrachtet wird, liefert Bourdieus Arbeit wichtige Ansätze, um das Mensch-Tier-Verhältnis und spezifisch die Weltsicht Karnismus zu erklären: „Bourdieu vereint seine theoretischen Gedanken mit einer Fülle von empirischem Material, mit welchem er belegt, dass hinter scheinbar individuellen Vorlieben, die sich im Habitus manifestieren, gesellschaftliche Klassenunterschiede stehen. Geschmack ist demnach nie Produkt einer individuellen Wahl, sondern immer gesellschaftlich generiert.“ (Reitmeier 2013: 30) Folglich gehören die Ess- und Lebensgewohnheiten zum spezifischen Habitus eines jeden Menschen und einer jeden Gesellschaft. Karnismus kann dabei als eine der von Bourdieu beschriebenen Weltsichten beschrieben werden, die in

Handlungssituationen (dem Essen des Fleisches bestimmter und nicht anderer Tierarten) verwirklicht wird. Mit anderen Worten: Der karnistische Habitus kann als das Erzeugungsprinzip der Praxis des Fleischkonsums betrachtet werden.

„Es sind das Natürliche und das Selbstverständliche, die ‚Doxa‘, die das Denken, Sehen und Handeln anleiten.“ (Münch 2004: 422) Es wird mehr als deutlich, wie sich die Habitus-theorie Bourdieus in die oben ausgeführten Überlegungen eingliedert. Normal, natürlich, notwendig, selbstverständlich, alles Eigenschaften, mit denen der Konsum des Fleisches bestimmter Tierarten gesellschaftlich legitimiert wird. Karnismus also als Doxa, die das Denken (Nutztiere sind zum Essen da), Sehen (Verdinglichung und Entindividualisierung, Nutztiere als Besitz) und das Handeln (Essen von Fleisch) lenken. Wir kommen hier noch einmal auf die Internalisierung zurück, wenn wir sagen, dass der karnistische Habitus die Verkörperung der dauerhaften Sozialstruktur und -organisation innerhalb der Persönlichkeit der Menschen ist – das Mensch-Tier-Verhältnis, die damit verbundenen Machtrelationen und die in der *Social Dominance Theory* gesehenen hierarchischen Strukturen, wobei in unserem Fall die Menschen an der Spitze und die als essbar eingestuft Tiere ganz am Ende stehen.

Dabei interessieren hier weniger die Unterschiede im Habitus zwischen einzelnen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft (bei-

spielsweise milieuspezifische Essgewohnheiten). Stattdessen ist hier der spezifische Habitus einer Gesellschaft als Ganzes (im Vergleich zu einer anderen) von Interesse. Durch diesen Habitus lässt sich verstehen, warum in Indien zum Beispiel das Essen von Hühnern als selbstverständlich gilt, während das Essen von Kühen verboten ist. Die spezifische Doxa des Habitus jeder dieser Kulturen und Gesellschaften werden im Unbewussten des Individuums verinnerlicht, so dass es genau jene (karnistischen) Weltansichten und Vorstellungen für selbstverständlich, normal und natürlich hält, die denen seiner Kultur entsprechen. Der karnistische Habitus funktioniert ganz im Sinne Bourdieus (vgl. Bourdieu 2015: 169) als eine Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix.

„Nichts erscheint unaussprechlicher, unkommunizierbarer, unersetzlicher, un-nachahmlicher und dadurch kostbarer als die einverlebten, zu Körpern gemachten Werte.“ (Bourdieu 2015: 200) Durch die unbewusste Verinnerlichung des Habitus wirkt die karnistische Prägung automatisch, ohne dass das Individuum eine freie Entscheidung getroffen hätte, ob und welche Tierarten es essen möchte oder nicht. Der sogenannte Hysteresiseffekt kann dabei erklären, warum der Fleischkonsum so hartnäckig bestehen bleibt. Ein einmal einverlebter Habitus ist schwer zu verändern:

Ernährungsgewohnheiten sowie die Affinität zum Kochen und Essen entstehen und festigen sich über die emotionale Bindung und Gewöhnung durch sich ständig wiederholende Erfahrungen im Alltag, von denen man geprägt wird. Dies erklärt auch, warum Esserziehung und Ernährungsberatung scheitern: [] Emotionale Verankerung und Besetzung bestimmter Lebensmittel und Ernährungsweisen, schichtspezifische Körperbilder und Ernährungsmuster, die tief im Menschen verwurzelt sind, werden so gut wie nicht beachtet. [] [Das Ernährungsverhalten ist] durch emotionale Prägung und Habitus bedingt und kann kaum durch rationale Einsicht und Vernunft geändert werden. [] [Um] dauerhaft und nicht nur kurzfristig Erfolge [bei der Änderung von Ernährungsgewohnheiten] zu erzielen, [muss] Einfluss auf den Habitus genommen werden, was sehr frühes und auch kontinuierliches Engagement erfordert. (Reitmeier 2013: 336)

Der Habitus ist somit die Verinnerlichung der Herrschaftsstruktur, die durch Sozialisierung, einschließlich Kommunikation, den Habitus wiederum reproduziert: Als *opus operatum* ist der karnistische Habitus die erzeugte soziale Praxis des Fleischkonsums – als *modus operandi* generiert der karnistische Habitus zugleich die Praxis des Fleischkonsums.

Karnismusforschung: Quo vadis?

Mit dem Konzept des Karnismus hat Joy neue Impulse in die Sozialwissenschaften und die Psychologie gebracht, insbesondere für den Bereich der aufkeimenden Human-Animal-Studies. Darüber hinaus bietet ihre Theorie hinreichend Material, um einen neuen sowie einheitlich sozialpsychologischen, wissenssoziologischen und gesellschaftsstrukturellen Blickwinkel auf Machtverhältnisse und Unterdrückungsmechanismen zu werfen. Die vorliegende Arbeit konnte nachweisen, dass sich Joys Karnismustheorie sehr gut mit den klassischen soziologischen Theorien der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit von Berger und Luckmann und des Habitus von Bourdieu zusammenführen lassen. Wie sich gezeigt hat, ist nicht nur der Konsum von Fleisch, sondern insbesondere der Konsum des Fleisches bestimmter Tierarten das Resultat einer gesellschaftlichen Konstruktion in einem dialektischen Prozess, bei dem sich der Fleischkonsum einerseits als das Verhalten und die karnistische Überzeugungen beim Individuum und andererseits als die Weltsicht Karnismus immer wieder und weiter reproduziert. Das Subjekt wird in eine objektive Welt hineingeboren, in der sich der Konsum des Fleisches mancher und nicht anderer Tierarten als objektive und institutionalisierte Wirklichkeit manifestiert und im Zuge von Sozialisierungsprozessen beim Subjekt

verinnerlicht, das heißt zur subjektiven Wirklichkeit wird. Das Subjekt wiederum reproduziert dann auf Basis dieser internalisierten Weltsicht die Welt neu.

Dabei kommt es bei der Sozialisierung zur Herausbildung eines spezifisch karnistischen Habitus, weshalb man die Sozialisierung mit Bourdieus Worten hier auch als Habitusformierung bezeichnen kann. Der karnistische Habitus unterscheidet sich dabei von Kultur zur Kultur. Andererseits bewirkt er wohl auch, dass das Individuum dazu neigt, den Habitus anderer Kulturen als eigenartig, abstoßend oder unmoralisch zu empfinden, wie hierzulande die Empörung über den Konsum von Hundefleisch in einigen asiatischen Regionen zeigt. Im Zuge der Sozialisierung lernen Menschen, ihr Mitgefühl für die in ihrer Kultur als essbar klassifizierten Tierarten zu reduzieren. Da diese Habitusformierung bei allen anderen Tierarten fehlt, lässt sich somit auch erklären, wieso Menschen in den meisten westlichen Kulturkreisen beim Konsum von Hundefleisch so geschockt reagieren oder wieso 2013 der Pferdefleisch-Skandal so hohe Wellen geschlagen hat (vgl. Lüdemann 2013).

Da die Anzahl nicht als essbar klassifizierter Tierarten in den meisten Kulturen weitaus überwiegt, und damit die Norm darstellt, ist die zentrale Frage also nicht, warum Menschen okzidentaler Kulturen beim Gedanken an den Konsum von Hundefleisch Abscheu empfinden, sondern viel mehr die Frage, warum sie dies beim

Konsum des Fleisches der Tierarten, die sie essen, nicht tun. Sowohl die Theorie der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit als auch die Habitus-Theorie haben hierfür entscheidende Anhaltspunkte geliefert.

ZUM AUTOR

Jeff Mannes, 27, studiert im Bachelor Soziologie an der Universität Trier. Er interessiert sich insbesondere für Human-Animal Studies, Gender Studies, Sexualwissenschaften und Sozialpsychologie.

LITERATUR

Berger, Peter L. (1988): Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft – Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt am Main: Fischer.

Boehme, Julia (2016): Was ist los auf dem Bauernhof? – Meine allerersten Minutengeschichten. 4. Aufl. Ravensburg: Ravensburger.

Bourdieu, Pierre (2015): Entwurf einer Theorie der Praxis. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bujok, Melanie (2015): Tierkapital, Spezieszugehörigkeit und soziale Ungleichheit – Materielle, ideelle und sozialstrukturelle Aspekte des gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisses. In: Brucker, Renate et al. (Hrsg.): Das Mensch-Tier-Verhältnis – Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 107-187. Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland/Heinrich Böll Stiftung/Le Monde diplomatique (2014a): Fleischatlas – Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel. 9. Aufl. Berlin.

Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland/Heinrich Böll Stiftung/Le Monde diplomatique (2014b): Fleischatlas – Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel – Neue Themen. Berlin.

Buschka, Sonja/Rouamba, Jasmine (2013): Hirnloser Affe? Blöder Hund? – Geist' als sozial konstruiertes Unterscheidungsmerkmal. In: Buschka, Sonja/Pfau-Effinger, Birgit (Hrsg.): Gesellschaft und Tiere – Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis. Wiesbaden: Springer VS, S. 23-56.

Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (2011): Eine Einführung in Gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse und Human-Animal Studies. In: Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Hrsg.): Human-Animal Studies – Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen. Bielefeld: Transcript, S. 7-42.

Desaulniers, Élise/Gibert, Martin (2014): Carnism.. In: Kaplan, David M./Thompson, Paul B. (Hrsg.): Encyclopedia of Food and Agricultural Ethics. Dordrecht: Springer VS, S. 292-298.

Fiddes, Nick (2001): Fleisch – Symbol der Macht. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.

Filippi, Massimo et al. (2011): The Brain Functional Networks Associated to Human and Animal Suffering Differ among Omnivores, Vegetarians and Vegans. Online verfügbar unter <http://journals.plos.org/plosone/article?id=10.1371/journal.pone.0010847> (26.05.2010).

Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorie. 9. Aufl. Weinheim: Beltz.

Joy, Melanie (2003): Psychic Numbin9 and Meat Consumption – The Psychology of Carnism. San Francisco: ProQuest Information and Learning Company.

Joy, Melanie (2013): Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen – Karnismus - Eine Einführung. Münster: compassion media.

Garval, Michael D. (2015): Visions of Pork Production, Past and Future, on French Belle Époque Postcards. Online verfügbar unter <http://www.19thc-artworldwide.org/spring15/garval-on-visions-of-pork-production-past-and-future-french-belle-epoque-postcards> (31.08.2016).

Gutjahr, Julia/Sebastian, Marcel (2013): Die vergessenen ‚Anderen‘ der Gesellschaft – Zur (Nicht-)Anwesenheit der Mensch-Tier-Beziehung in der Soziologie. In: Buschka, Sonja/Pfau-Effinger, Birgit (Hrsg.): Gesellschaft und Tiere – Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis. Wiesbaden: Springer VS, S. 57-72.

Lüdemann, Dagny (2013): Etiketten-Schwindel – Alles Wichtige zum Pferdefleisch-Betrug. Online verfügbar unter Zeit-Online, <http://www.zeit.de/wissen/umwelt/2013-02/faq-pferdefleisch> (24.07.2014).

Mahlke, Sandra (2014): Das Machtverhältnis zwischen Mensch und Tier im Kontext sprachlicher Distanzierungsmechanismen – Anthropozentrismus, Speziesismus und Karnismus in der kritischen Diskursanalyse. Hamburg: Diplomica.

Mannes, Jeff (2015): Karnismus. In: Ferrari, Arianna/Petrus, Klaus (Hrsg.): Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen. Bielefeld: Transcript, S. 191-193.

Mülich, Richard (2004): Soziologische Theorie. Bd. 3: Gesellschaftstheorie. Frankfurt am Main: Campus.
Mütherich, Birgit (2003): Das Fremde und das Eigene – Gesellschaftspolitische Aspekte der Mensch-Tier-Beziehung. In: Brenner, Andreas (Hrsg.): Tiere beschreiben. Erlangen: Harald Fischer, S. 16-42.

Mütherich, Birgit (2015): Die soziale Konstruktion des Anderen – Zur soziologischen Frage nach dem Tier. In: Brucker, Renate et al. (Hrsg.): Das Mensch-Tier-Verhältnis – Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 49-78.

Noske, Barbara (2008): Die Entfremdung der Lebewesen. Wien: Guthmann-Peterson.

Pfeiler, Tamara/Wenzel, Mario (2015): Psychologie – Von Mensch zu Tier. In: Spannring, Reingard et al. (Hrsg.): Disziplinierte Tiere? – Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen. Bielefeld: Transcript, S. 189-228.

Reitmeier, Simon (2013): Warum wir mögen, was wir essen – Eine Studie zur Sozialisation der Ernährung. Bielefeld: Transcript.

BEKKOST



Beikost als komplizierte Angelegenheit

Erwartete Risiken bei der Umstellung auf feste Kost und daran gebundene Verantwortlichkeiten beim Elternpaar

35

von Judith Pape

Der Artikel behandelt die Gestaltung der Übergangsphase von Milchernährung zu fester Kost und in diesem Kontext aktualisierte Geschlechter- und Rollenbilder innerhalb der Familie. Ausgangsfrage ist, welche normativen Anforderungen an Eltern bei der Ablösung der Stillernährung durch feste Kost entstehen oder fortgeschrieben werden. Datengrundlage bilden teilnehmende Beobachtungen in unterschiedlichen Bildungsangeboten eines Familienzentrums. Der Fokus der Analyse liegt auf den bei der Beikosteinführung erwarteten Risiken, die dem Bild der als sicher angesehenen Stillernährung gegenübergestellt werden. Der Artikel zeigt, dass von Eltern und Mitarbeiter_innen des Familienzentrums bei der Beikosteinführung viele unterschiedliche Risiken für das Kind erwartet werden. Der Artikel fragt nach den Strategien, die angewandt werden, um diese Risiken zu minimieren. Er zeigt, wie Beikosteinführung dabei im Setting von Familienbildung als anspruchsvolle Aufgabe entworfen wird und untersucht, wem diese Aufgabe zugewiesen wird und mit welchen Mutter- und Vaterschaftskonstruktionen diese Verantwortungsübernahme begründet wird.

abstract

Ernährung ist ein für alle Menschen elementares und unausweichliches Thema. Die Frage nach der Ernährung ihres Kindes stellt sich Eltern von der Geburt an (vgl. Seehaus 2014: 60f.). Kinder können vor allem in ihren ersten Lebensjahren nicht selbst entscheiden, was sie essen. Es sind in der Regel die Eltern, die über Auswahl, Zubereitung und Bereitstellung des Essens entscheiden und damit die Verantwortung für die Ernährung des Kindes tragen. Der Anspruch an Ernährende, der so entsteht, ist hoch. Nahrung ist die Grundlage für physisches Wachstum, doch ihre Bedeutung geht darüber hinaus: Das Kind soll mit einer guten Ernährung körperlich und geistig optimal gefördert werden.

Kinderernährung wird so zu einem moralisch aufgeladenen, sogar politisch und gesellschaftlich relevanten Thema, das die Grenzen des privaten Familienlebens überschreitet. In ihrer kulturhistorischen Monografie zu Säuglingsernährung zeichnet Sabine Seichter nach, wie anhand von Säuglingsernährung von der Antike bis heute gesellschaftliche Themen wie der Stellenwert des Kindes oder die Rolle der Frau verhandelt wurden (vgl. Seichter 2014).

Kaum ein anderes Feld innerhalb der frühestkindlichen Pflege und Erziehung scheint so hart umkämpft zu sein wie das Stillen. Religion, Politik, Medizin, Psychologie, Pädagogik, die Werbe- und Ernährungsindustrie liefern sich

über die Vor- und Nachteile des Stillens Wortgefechte, die heftiger nicht sein könnten. (Seichter 2014: 9)

In dieser Auseinandersetzung um Klein(st)kindernahrung geht es nicht allein darum, was gegessen wird, sondern auch darum, wie und vor allem von wem Nahrung zur Verfügung gestellt wird. Die früheste Nahrung des Babys ist flüssig, in der Regel Muttermilch. Verschiedene sozialwissenschaftliche Studien konnten zeigen, dass der Brusternährung durch die eigene Mutter ein hoher ideeller Wert zugerechnet wird. So beschreibt Ina Freudenschuß, das Stillen habe sich in den vergangenen 40 Jahren „von einer nebensächlichen Praxis zur Norm schlechthin in Sachen Säuglingsernährung“ (Freudenschuß 2012: 138) gewandelt. Gleichzeitig erweist es sich als stark vergeschlechtlichte Praxis, die Auswirkung auf Geschlechterrollen und Verantwortlichkeiten im Elternpaar hat: Durch die hohe kulturelle Bedeutung, die dem Stillen beigemessen wird, wird diese Form der Säuglingsernährung auch im Elternpaar häufig „als eine natürliche Basis für die herausgehobene Bedeutung von Mutterschaft“ (Flaake 2014: 59) gewertet. So zeigen Marion Ott und Rhea Seehaus anhand von Elterninterviews, wie das Stillen von Müttern als Begründung für die Herausbildung einer starken Mutter-Kind-Bindung herangezogen wird (vgl. Ott/Seehaus 2012: 136f.). Vätern bleibt gleichzeitig die Teilhabe an der im

” Das Stillen soll die **psychische und physische Gesundheit** des Kindes garantieren, es widerstands- und leistungsfähiger machen.

ersten Lebensjahr zentralen Ernährungsbeziehung verwehrt (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 103).

Der Artikel nimmt den Zeitraum in den Blick, in dem die reine Milchernährung des Babys durch die erste feste Kost durchbrochen wird. Er betrachtet den sozialen Prozess der Umstellung von (Mutter-) Milch auf feste Kost und arbeitet heraus, wie dieser Übergang von Eltern, aber auch von Institutionen der Familienbildung normativ gerahmt wird. Wie wird Beikost der vermeintlich optimalen, sicheren Stillernährung gegenübergestellt? Wie werden Verantwortlichkeiten innerhalb des Elternpaares im Kontext der Beikosteinführung zugewiesen?

Es wird zunächst ein Überblick über die normative Wirkung des Stillens gegeben. Anschließend werden anhand empirischer Einblicke in ein Familienzentrum wirkungsvolle, im Kontext der Beikosteinführung aktualisierte Ideale von Kinderernährung herausgearbeitet. Da sich dieses Thema in den Veranstaltungen des Familienzentrums als sehr präsent gezeigt hat, liegt ein besonderer Fokus auf den dort aktualisierten Vorstellungen von sicherer Ernährung sowie auf den bei der Ernährungsumstel-

lung antizipierten Risiken. Datengrundlage bilden teilnehmende Beobachtungen von Ernährungskursen und -beratungen im Setting von Familienbildung.

Babys erste Nahrung Stillen und dessen Wirkung beim Elternpaar

Muttermilch besitzt weltweit den Ruf, das gesündeste Nahrungsmittel für Säuglinge zu sein. Cora Vökt et al. beschreiben „nutritive, entwicklungsfördernde, immunologische sowie kurz- und langzeitpräventive Vorteile für Mutter und Kind“ (Vökt/Hösli/Huch 2007: 21). Auch Michael Abou-Dakn und Achim Wöckel betonen die optimale, individuelle Zusammensetzung der Muttermilch, auch wenn eingeräumt wird, dass aufgrund fehlender Kontrollgruppen die Studien zu Vorteilen des Stillens nicht auf höchstem Evidenz-Niveau evaluiert werden können (vgl. Abou-Dakn/Wöckel 2006: 57). Das Stillen soll die psychische und physische Gesundheit des Kindes garantieren, es widerstands- und leistungsfähiger machen (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 104). Zudem

wird es als wichtig für die Herausbildung einer starken Mutter-Kind-Bindung hervorgehoben (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 109; Ott/Seehaus 2012: 132ff.).

Die Vorteile des Stillens wirken so überwältigend, dass eine möglichst lange Stillphase für das Kindeswohl unverzichtbar scheint (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 104). Einflussreiche Organisationen wie die World Health Organization (WHO) beziehen sich bei ihren Empfehlungen auf diese normativen Argumente für das Stillen (vgl. Ott/Seehaus 2012: 132). Sie raten zu ausschließlichem Stillen in den ersten sechs Lebensmonaten und einer weitergeführten Stillbeziehung bis zum Ende des zweiten Lebensjahres (vgl. WHO 2007: 1). Der „Absolutheitsanspruch des Stillens“ (Seichter 2014: 141) wird auch nicht dadurch gebrochen, dass bereits seit einiger Zeit bekannt ist, dass sich in Muttermilch nicht nur förderliche Inhaltsstoffe befinden, sondern auch Fremdstoffe unterschiedlicher Art in ihr eingelagert werden. Der Einfluss vieler Substanzen und Umweltbedingungen auf die Muttermilch ist noch ungeklärt. Jedoch wird dieser Umstand auch von der WHO nicht weiterverfolgt – die Vorteile des Stillens werden in den Vordergrund gerückt (vgl. Seichter 2014: 140f.).

Durch die gängige Bezugnahme auf die Natürlichkeit des Stillens festigt sich dessen Selbstverständlichkeit (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 107; Ott/Seehaus 2012: 132). So wurde Muttermilch im ärztlichen Diskurs ab

der Mitte des 19. Jahrhunderts „als natürliche Ernährung und Natürlichkeit als das Beste konstituiert“ (Bösl 2016: 44) – eine Sichtweise, die ab der Ökologiebewegung in den 1970er Jahren wieder besonders gesellschaftlich anschlussfähig wurde (vgl. Bösl 2016: 47). Elsbeth Bösl stellt zudem fest, dass Natürlichkeit besonders in Deutschland mit der Vorstellung von Sicherheit verknüpft ist (vgl. Bösl 2016: 44). Gleichzeitig spielt die Brusternährung eine wichtige Rolle bei der Herausbildung der Rollen- und Aufgabenverteilung innerhalb der Familie. Da das Stillen, als direkt an den Körper der Mutter gebundene Praxis, nur ihr möglich ist, wird es zu einem starken naturalisierenden Deutungsmuster von Geschlecht. Die Stillfähigkeit der Frau dient diskursiv dazu, die vermeintlich natürliche Kompetenz der Mutter, das Kind zu versorgen, zu unterstreichen (vgl. Rüling 2008: 4774).

Die Stillnorm wirkt jedoch nicht nur verpflichtend, sondern sichert der Mutter auch bestimmte Privilegien in Bezug auf das Kind. So hat sie vor allem im ersten Lebensjahr des Kindes eine Gatekeeping-Funktion (vgl. Matzner 2004: 87). Im Paar herrscht in der Regel ein Konsens darüber, dass die Frau aufgrund ihrer Weiblichkeit mehr Kompetenzen im Bezug auf Kindererziehung hat. Sie gelangt so in die Position der Anleiterin, die die Möglichkeit hat, die Beteiligung des Vaters je nach Vertrauen in dessen Fürsorgefähigkeit zu regulieren (vgl. Meuser 2011: 76). Der sich dabei

entwickelnde Erfahrungsvorsprung der Mutter macht sie zur „Hauptinformationsquelle der Väter bezüglich der Kinder“ (Matzner 2004: 33) und festigt traditionelle Familienformen (vgl. Matzner 2004: 33f.). Die (stillende) Mutter wird also zur Verantwortlichen für das psychosoziale und körperliche Gedeihen des Kindes (vgl. Rückert-John/Kröger 2015: 87). Kann oder will eine Mutter nicht stillen, so ist dies für sie entsprechend oft mit Schuld- und Versagensgefühlen verbunden (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 103). Auch wenn die Entscheidung zu stillen zunächst als eine rein persönliche Frage erscheint, zeigt sich doch, dass sie durch gesellschaftliche und kulturelle Normen beeinflusst wird. Die Praxis der Brusternährung zu hinterfragen wird zum Tabu, denn dies birgt für Eltern die Gefahr, zu wirken, als sorge man nicht für die bestmögliche Pflege und Förderung des Babys. Ausgrenzungsmechanismen, die durch die Brusternährung zum Wirken kommen, die Fremdbestimmung über den weiblichen Körper und die soziale Position der Mutter beziehungsweise des Vaters können aufgrund der Stillnorm nicht diskutiert werden (vgl. Rose/Steinbeck 2015: 103f.).

Mit der Einführung der ersten festen Kost wird Neuland betreten. Es entwickelt sich ein Verantwortungsvakuum, das gefüllt werden muss – die Beikost eröffnet somit potenziell die Möglichkeit einer stärkeren väterlichen Beteiligung an der Versorgung des Kindes. Wie die Beikosteinführung

normativ gerahmt wird und auf welche Geschlechterrollenbilder dabei Bezug genommen wird, soll der Blick ins Feld Familienzentrum beantworten.

Von Brust zu Brei Empirische Einblicke in die Planung der Beikost

Zum Thema Beikosteinführung findet sich eine Vielzahl von an Eltern gerichteten Bildungsangeboten wie Ratgeberliteratur, Informationsveranstaltungen und speziellen Beratungen. Offenbar wird von Institutionen der Familienbildung davon ausgegangen, dass die Umstellung auf feste Kost problematisch oder zumindest schwierig zu bewältigen ist und Eltern dabei Hilfe benötigen. Trotz dieser Vielzahl an Angeboten für Familien ist der Prozess der Ernährungsumstellung des Babys aus sozialwissenschaftlicher Sicht praktisch unerforscht. Um diesen blinden Fleck der Sozialwissenschaft zu bearbeiten, ist daher ein empirischer Ansatz notwendig. Aus diesem Grund wurden teilnehmende Beobachtungen in Angeboten der Elternbildung, die das Thema Beikost aufgreifen, durchgeführt.

Teilnehmende Beobachtung meint kein einfaches Zusehen, sondern die sinnliche Erfahrung des Feldes. Hierzu zählt ebenso der „soziale Sinn“ (Breidenstein et al. 2013: 71), denn Beobachter_innen sind an Interaktionen im Feld beteiligt. Die

teilnehmende Beobachtung ermöglicht die „Erfassung komplexer Interaktionen, die von den Beteiligten weder angemessen wahrgenommen noch zuverlässig berichtet werden können“ (Schnell/Hill/ Esser 2005: 396). In Anknüpfung an Hitzlers ‚kleine soziale Lebenswelten‘ sollen von Akteur_innen geteilte Erfahrungen, Interessen und Relevanzsysteme durch das ‚going native‘, das Einnehmen einer Innenperspektive, für Beobachter_innen erfahrbar und schließlich rekonstruierbar werden (vgl. Poferl 2012: 88). Dabei wird die Erforschung eines Feldes nicht von im Voraus entwickelten Hypothesen geleitet, sondern richtet sich nachdem, was den im Feld Handelnden wichtig ist (vgl. Hitzler/ Honer 1991: 383).

Das Setting Familienzentrums

Die besuchten Bildungsangebote fanden in einem Familienzentrums in einer westdeutschen Großstadt statt. Dort wurden eine angeleitete Eltern-Kind-Spielgruppe, fünf offene Ernährungsberatungen („Stillcafé“), eine Informationsveranstaltung zur Einführung von Beikost und eine Informationsveranstaltung zum Übergang von Beikost zum Familientisch besucht. Alle Veranstaltungen wurden von Frauen geleitet und fanden wochentags am Mittag oder frühen Nachmittag statt. In allen Angeboten herrscht eine informell wirkende ‚Wohnzimmeratmosphäre‘: Es wird sich geduzt, die Schuhe ausgezogen, auf Matten auf dem Boden gegessen.

Während einiger Veranstaltungen stehen Spielangebote für Kinder bereit sowie Hilfsmittel zur Beruhigung und Kinderpflege wie Stillkissen oder Gymnastikbälle. Die große Mehrheit der Teilnehmer_innen bringt ihre Babys mit, einige auch Geschwisterkinder im Kleinkindalter.

Während die Eltern-Kind-Spielgruppe thematisch nur lockere Vorgaben hat und vor allem als Austauschplattform für Teilnehmer_innen dient, sind das Stillcafé und vor allem die Informationsveranstaltungen thematisch enger gerahmt. In beiden Veranstaltungen gibt es zunächst eine Vorstellungsrunde, in der die Teilnehmer_innen die sich ihnen aktuell stellenden Fragen zu Kinderernährung einbringen können. Im Stillcafé wird daraufhin von einer Beraterin auf die Fragen der Eltern der Reihe nach eingegangen, wobei auch ein Austausch der Eltern untereinander von der Beraterin angeregt wird. Die Informationsveranstaltungen haben eher Vortragscharakter. Zum Abschluss der Informationsveranstaltungen adressiert die Beraterin offengebliebene Fragen der Teilnehmer_innen.

Insgesamt gibt es im Datenkorpus drei an den Veranstaltungen teilnehmende Väter und 55 Mütter. Die Klientel des Familienzentrums setzt sich hauptsächlich aus Akademiker_innen zusammen. Fast alle Eltern schätze ich auf Anfang 30 oder älter.

Feldzugang und Rolle der Beobachterin

Die Beobachtungen wurden offen durchgeführt. Da die Angebote in kleinen Gruppen stattfanden, zu denen sich teilweise im Voraus angemeldet wurde, war es für mich notwendig meine Beobachtung mit den Kursleiterinnen oder Beraterinnen abzuklären. Zudem war ich in den meisten Angeboten – abgesehen von den Mitarbeiterinnen des Familienzentrums – die einzige Person ohne Kind und fiel bereits dadurch auf. So erschien mir ein offenes Vorgehen sinnvoll, um die Teilnehmer_innen nicht mit Unsicherheiten bezüglich meiner Rolle zu irritieren. Ich stellte mich zu Anfang jeder Beobachtung den Teilnehmer_innen vor, erklärte kurz mein Forschungsinteresse und bat um deren Einverständnis, beobachten zu dürfen und Feldnotizen anzufertigen. Die Reaktionen der Teilnehmer_innen auf meine Vorstellung reichten von Gleichgültigkeit bis hin zu freundlicher Zustimmung oder Interesse. Im Anschluss an den Besuch der Veranstaltungen verschriftlichte ich meine Beobachtungen in Form von anonymisierten Beobachtungsprotokollen. Die Feldnotizen aus den Beikostinformationsveranstaltungen wurden zusätzlich durch Skripte ergänzt, die von der Kursleiterin ausgeteilt wurden.

Das Stillen als „Nummer Sicher“

Um zu untersuchen, wie Eltern Beikost planen, wie sie in diesem Kontext positioniert werden beziehungsweise sich selbst

positionieren, ist es sinnvoll zunächst die im Familienzentrum in Bezug auf das Stillen aktualisierten Vorstellungen zu betrachten.

Die Eltern sowie die Mitarbeiterinnen im besuchten Familienzentrum haben offenbar das Bild von Muttermilch als Idealnahrung, die das Kind zum gesunden Aufwachsen braucht, internalisiert. Solange das Kind ausschließlich Milch bekommt, erscheint die Ernährung – zumindest ist dies das vorrangig im Familienzentrum vermittelte Bild – einfach und unkompliziert. Stillen wird als „Nummer Sicher“ angeführt: Das gestillte Baby bekomme alles, was es brauche. Mit dieser Versicherung leitet die Beraterin auch eine Beikostinformationsveranstaltung ein:

Die Beraterin zeichnet ein Bild vom Stillen als optimaler und vom Kind bevorzugter Ernährung. Es bestehe die Möglichkeit, dass das Kind Beikost ablehnt – eine mögliche Ablehnung der Mutterbrust wird nicht erwähnt – jedoch könnten die Eltern unbesorgt sein, denn mit Muttermilch seien alle Bedürfnisse des Kindes abgedeckt. Interessanterweise unterscheidet die Beraterin zwischen „Stillkindern“ und „Flaschenkindern“ – letzteres Wort bezieht sie vermutlich auf mit adaptierter Säuglingsnahrung gefütterte Kinder. Diese könnten nur bis zum zehnten Lebensmonat mit Milch allein auskommen – ein Hinweis auf die Überlegenheit von Muttermilch gegenüber adaptierter Säuglingsnahrung. Mit Milch, so die Beraterin, könnten die Eltern

zum gegebenen Zeitpunkt – die Kinder sind hier zwischen drei und fünfeinhalb Monaten alt – nichts falsch machen. Milch, vor allen Dingen Muttermilch, wirkt wie ein Sicherheitsnetz, auf das die Familien jederzeit zurückfallen können, wenn sich andere Ernährungsformen als problematisch herausstellen.

Auch in der Vorstellungsrunde einer anderen Informationsveranstaltung zu Beikost wird das Stillen angesprochen, diesmal von einem Vater: Obwohl in der Veranstaltung das Thema feste Kost im Fokus steht, kommt der Vater unaufgefordert darauf zu sprechen, „mit dem Stillen habe es bei seiner Frau nicht geklappt“. Dies rechtfertigt er mit einem Krankenhausaufenthalt des Kindes nach dessen Geburt. Offenbar hat er eine genaue Vorstellung davon, dass Stillernährung die beste für das Kind gewesen wäre. Er betont, nach diesem scheinbaren Versäumnis, eine daraus resultierende besondere Vorsicht bei der Ernährung der Tochter. Seine Tochter, die mittlerweile etwa ein Jahr alt sei, bekomme Pre-Nahrung. Dies ist die Sorte adaptierter Säuglingsnahrung, die auch von Mitarbeiterinnen im Familienzentrum häufig als die hochwertigste bezeichnet wird, da sie der Muttermilch am meisten ähnele. Die weiteren Aussagen zu seinem Kind lassen nicht darauf schließen, dass sich durch das Füttern von adaptierter Säuglingsmilch Probleme ergeben hätten. Dennoch scheint der Vater potenzielle Defizite zu erwarten, die aus dem Nicht-Stillen entstanden sein

könnten, und die bis in die Beikostzeit hineinreichen. Diese Befürchtungen spezifiziert er jedoch nicht weiter.

Diese Einblicke in die Beikost-Informationsveranstaltungen führen vor Augen, wie groß das Vertrauen von Eltern und Mitarbeiterinnen des Familienzentrums in die Stillernährung ist. Andere Ernährungsformen werden als im ersten Lebensjahr optional oder, wie im Fall der adaptierten Säuglingsnahrung, als nicht ganz gelungener Kompromiss gerahmt. Es wird deutlich, dass die erste Beikost eine anspruchsvolle Nachfolge anzutreten hat. Es stellt sich die Frage, wie Eltern mit dem Durchbrechen der reinen Milchernährung umgehen – welche Strategien werden angewandt, um weiterhin die bestmögliche und sicherste Ernährung für ihr Kind bereitzustellen? Auf welche Normen und Ideale wird bei der Planung fester Kost zurückgegriffen?

Beikost – eine heikle Angelegenheit

Mit der Beikosteinführung bewegen sich Eltern weg von der vermeintlichen Sicherheit und Selbstverständlichkeit der Milchernährung. Sie stehen vor einer Auswahl verschiedener Lebensmittel, Zubereitungsarten und Ernährungskonzepten. Diese Änderungen stellen sich als Verunsicherung, viele als geradezu angstbesetzt heraus. In den Veranstaltungen werden eine Vielzahl von Risiken und Gefahren angesprochen, die an Beikost gekoppelt sind: Gesundheitsrisiken durch Inhaltsstoffe der Nahrung, Allergien, Verträglichkeitspro-

bleme, Dehydrieren, Verletzungsrisiken oder sogar Erstickungsgefahr werden in allen besuchten Angeboten thematisiert. Bis auf die Sorge eines Vaters in einer Beikostinformationsveranstaltung, seine Tochter trinke nicht genug, werden diese Risiken stets von Müttern oder Mitarbeiterinnen des Zentrums eingebracht. Vor allem in den Informationsveranstaltungen stellen Mütter sehr viele Fragen. Häufig haben mich diese Fragen während der Beobachtungen irritiert – es ist davon auszugehen, dass die Mütter über grundlegendes (Allgemein-)Wissen zu Lebensmitteln verfügen. Dennoch werden scheinbare Selbstverständlichkeiten abgefragt.

Mutter 6 sagt, sie habe schon oft Joghurt gegeben, aber sie frage sich, ob man ihn auch kalt füttern könne. (...)

Mutter 2 erzählt, sie koche für ihr Kind immer mit, lasse dabei nur die Gewürze weg. Bei der Tagesmutter bekomme es aber auch eine warme Mahlzeit am Mittag. Das Kind esse also zweimal täglich warm. Ob das schlimm sei.

Beide Szenarien beschreiben den Essalltag der Kinder. Negative Erfahrungen mit der momentanen Ernährung werden nicht erwähnt. Trotzdem wirken die Mütter besorgt, die bisherige Praxis könne schädlich für das Kind sein. Der Weg zur festen Kost wird voller Stolperfallen konstruiert und in scheinbar harmlosen Situationen potenziell

auftauchende Probleme suggeriert. Kindernahrung wird als völliges Neuland konzipiert, auf das gängiges Wissen zu „normaler“ Ernährung nicht angewandt werden kann. Die Mütter scheinen es als notwendig anzusehen, ihr bisheriges Wissen zu Ernährung grundlegend zu hinterfragen, wenn es um das Essen ihrer Kinder geht. Wie stark der Übergang von Milch zu Beikost verunsichert, zeigt sich vor allem in den von Müttern erwarteten Risiken bei der Beikosteinführung. Im Gegensatz zur als unkompliziert dargestellten Milchernährung wird Beikost als komplex gerahmt. Folgende Szene entwickelt sich nach der Frage einer Mutter nach geeigneten Tees:

Die Beraterin sagt, sie könne ganz normale Kräuterteemischungen geben oder auch Früchtetee. Mutter 2 fragt, ob Fencheltee nicht auch gut sei. Die Beraterin sagt, der gehe auch. Er habe eine leicht medizinische Wirkung (...). Sie gibt den Eltern den Hinweis, den Tee nur kurz ziehen zu lassen. (...) Die Beraterin erklärt, Kinder zögen einen leichten Geschmack vor. Sie sagt, wenn ein Kind richtig Durst habe und das auch zeige oder man merke, dass es lange nicht trinke und dann plötzlich richtig viel, dann könne man auch Fruchtsäfte geben. Man mische sie dann aber im Verhältnis 1 zu 5 mit Wasser, denn sie seien sehr süß.

Obwohl Tee als prinzipiell gut geeignetes Babylebensmittel beschrieben wird, weist die Beraterin auf die medizinische Wirkung einiger Tees hin – ein möglicher Grund zur Vorsicht. Den Hinweis auf die kurze Ziehzeit bezieht sie auf den Geschmack, jedoch ist er möglicherweise Teil ebendieser Vorsicht. Nun wird die Gefahr des Dehydrierens konstruiert: Dem Kind wird die Fähigkeit, sich selbst zu regulieren, abgesprochen. Trinke es viel auf einmal, wird dies als Zeichen eines Mangels, der erkannt werden muss, entworfen. In diesem spezifischen Fall wird die Gabe zuckerhaltiger Lebensmittel – jedoch nur in einem genauen Mischverhältnis mit Wasser – gerechtfertigt. Die Legitimation süßer Getränke in dieser Situation widerspricht dem gesellschaftlich anerkannten Grundsatz, Babys nur zuckerfreie Getränke anzubieten (vgl. DGKJ 2014: 535), der an anderer Stelle auch im Familienzentrum vertreten wird. Der als Ausnahme von der Regel gerahmte Fall unterstreicht den vermeintlichen Notfallcharakter der Situation. Die Szene verdeutlicht die Vielzahl an Faktoren, die offenbar bei der Lebensmittelauswahl beachtet werden müssen. Analog zu den verunsicherten Müttern entwirft die Beraterin den Übergang auf feste Nahrung und die damit erforderliche zusätzliche Flüssigkeitsaufnahme als hochkomplex, was von den Eltern wie selbstverständlich angenommen wird. Sie weist implizit darauf hin, an welchen Stellen die Eltern dabei Fehler machen könnten, gibt

jedoch gleichzeitig Hinweise darauf, wie diese wieder ausgeglichen werden könnten. In einigen Nachfragen der Mütter zeigt sich die Befürchtung, mit einer falschen Entscheidung sogar nachhaltig in die Entwicklung des Kindes einzugreifen: Während einer der Informationsveranstaltungen zeichnet die Kursleiterin die Umstellung auf Beikost als für die Eltern stressigen Prozess. Dass das Kochen für das Kind „erst mal zu anstrengend“ sein könnte, nennt sie als legitimen Grund für die Gabe von Gläschenbrei. Sie zeigt sich somit relativ offen für verschiedene Formen der Kinderernährung. An Formulierungen wie „erst mal“ und „im Laufe der Zeit“, die sie benutzt, lässt sich jedoch die Erwartung ablesen, dass nach einer Art Eingewöhnungszeit zumindest hin und wieder gekocht werde. Eine Mutter äußert daraufhin Zweifel an der Ernährung mit gekauftem Babybrei. Sie vermutet „eine Geschmacksgewöhnung“ durch die erste Beikost. Sie bezieht sich auf die gängige Idee der Geschmacksprägung im ersten Lebensjahr, die bis über die Kindheit hinaus weiter wirkt (vgl. DGKJ 2014: 534f.). Ihr Einwand weist den ersten Nahrungsmitteln nach der Milchernährung eine Schlüsselrolle für die Entwicklung des Kindes zu. Durch die Betonung ihrer Sorgfalt inszeniert sie sich dem Bild der aufopfernden, guten Mutter entsprechend (vgl. Friebertshäuser/Matzner/Rothmüller 2009: 190): Kompromisse auf Kosten der Qualität geht sie nicht ein, auch nicht, wenn es ein Mehr

” Die an den Beikosteinstieg gekoppelte Angst spitzt sich bis zur Befürchtung von Lebensgefahr zu.

an Arbeit bedeutet. Doch auch dieser Weg stellt sich als riskant heraus: Eine andere Mutter fragt, ob es nicht aus Hygienegründen bedenklich sei, selbstgekochten Brei unterwegs mitzunehmen. Wird, so zeigt die Szene, ein antizipiertes Risiko – die Fehlprägung auf minderwertige Nahrung – erfolgreich vermieden, ergibt sich daraus die nächste Gefahr – die Verderblichkeit von Selbstgekochtem.

Die an den Beikosteinstieg gekoppelte Angst spitzt sich bis zur Befürchtung von Lebensgefahr zu. Mehrmals wird in den Veranstaltungen implizit oder explizit die Gefahr des Erstickens angesprochen – offenbar ist diese Angst omnipräsent, wenn es um die Ernährung des Kindes geht.

Die Beraterin sagt den Eltern, aufpassen müssten sie mit kleinen, harten Lebensmitteln. Das seien zum Beispiel Nüsse, besonders Erdnüsse. Mutter 1 fragt, ob das wegen der Verschluckungsgefahr sei. Die Beraterin bejaht das. Gerade

Erdnüsse seien wie kleine Saugnäpfe, wenn sich die Hälften trennen. Mutter 1 schreibt mit. Sie fragt, was mit Trauben sei. Die Beraterin sagt, würden Trauben ganz verschluckt, sei das eigentlich ok. Die flutschten dann so durch. (...) Mutter 1 möchte wissen, ab wann man dann Trauben geben könne. Die Beraterin meint, das komme auf das Talent des Kindes an. Sie würde jedoch unter neun Monaten noch keine Trauben geben.

Kleine, harte Lebensmittel werden von der Beraterin in den meisten Veranstaltungen angesprochen. Für die Gefahr, die von ihnen ausgeht, scheinen auch die Eltern sensibilisiert zu sein. Mutter 1 weiß sofort, dass das Kind sich daran verschlucken könnte. Die Aussage der Beraterin, ob die Mutter Trauben gefahrlos füttern könne, hänge vom „Talent des Kindes“ ab, zeigt jedoch: Um sichere Ernährung bereitzustellen, reicht Wissen zu unterschiedlichen Lebensmitteln nicht aus. Auch individuelle Fähigkeiten und den Entwicklungsstand des eigenen Kindes genau zu kennen, wird zur überlebenswichtigen Frage.

Die antizipierten Gefahren bei der Beikost Einführung sind ein möglicher Grund für den Besuch von Informationsveranstaltungen. In diesen wird häufig über Ängste und Risiken beim Füttern gesprochen. Es entsteht der Eindruck, sichere Kinderernährung könne nur von informierten Eingeweihten bereitgestellt werden. Diesen Eindruck erwecken auch Mütter, die bereits

Erfahrungen mit Beikost gemacht haben. Das selbst angeeignete Wissen erhält erst durch die Absegnung der Beraterin Gültigkeit. Dies zeigt sich in zahlreichen Situationen, in denen Mütter nachträglich wissen möchten, ob sie die Ernährung ihres Kindes bisher richtig gemacht haben. Die Mitarbeiterinnen des Zentrums konstruieren das Bild der Beikosteinführung als Risiko mit, indem sie auf Gefahren hinweisen, mildern es jedoch gleichzeitig mit Handlungsanweisungen zur Gefahrenvermeidung ab. Diese zum Teil widersprüchlichen Darstellungen von Kinderernährung durch die Mitarbeiterinnen des Zentrums können als Bekräftigung der elterlichen Unsicherheiten gelesen werden.

Eine spezifische Form, in der sich die Unsicherheit von Müttern zeigt, fällt vor allem in den Informationsveranstaltungen auf. Einige Mütter schreiben sehr ausführlich mit. Sie sammeln zielstrebig Informationen – so unterbrechen sie die Beraterin beispielsweise mit der Bitte um Wiederholung oder weitere Präzision – und inszenieren sich so als lernwillig.

Die Genauigkeit, mit der die Mütter nachhaken und anschließend die Aussagen der Beraterin festhalten, erlaubt mehrere Sichtweisen auf die Situation: Zum einen erweckt sie den Eindruck, die Frauen wollen möglichst jede Abweichung von der geschilderten Idealer Ernährung vermeiden, indem sie Handlungsanweisungen, Rezepte und Tipps der Kursleiterin detailliert aufschreiben. Das gezielte Nachfragen und

Notieren könnte dabei auch eine Strategie gegen die Verunsicherung sein, die die große Menge an Informationen, die ihnen bereitgestellt wird, auslöst. Es wäre in diesem Fall ein Weg, Informationen zu organisieren und der Vielzahl an Optionen eindeutige Regeln entgegenzusetzen. Ebenso könnten die Unterbrechungen auf empfundene Lücken oder Ungenauigkeiten im Kursprogramm hinweisen, die durch das Nachfragen ausgeglichen werden sollen.

Das Beschaffen von Informationen und die Absicherung durch Mitschreiben deutet in jedem Fall auf eine wichtige Verantwortungsübernahme der Mütter hin. Es kann zwar nicht gesagt werden, inwiefern die in der Veranstaltung gelieferten Informationen auch im Alltag der Familie umgesetzt werden. Die Frauen befinden sich jedoch in einer starken Verhandlungsposition, wenn sie die Informationen umgesetzt wissen wollen: Ihr gesammeltes Wissen zu Beikost haben sie aus Expertinnenhand – von der Beraterin – und durch die genaue Dokumentation ist eine fehlerhafte Wiedergabe ausgeschlossen. Das Mitschreiben ist Teil einer Qualitätssicherung, die verdeutlicht, dass die Mütter für die Ernährung des Kindes quasi bürgen. Es ist ihre Verantwortung, sicherzustellen, dass alles genau richtig gemacht wird – egal ob dies nun geschieht, indem sie selbst ihr Wissen in Kursen ergänzen und anschließend anwenden oder indem sie die dokumentierten und in diesem Prozess von ihnen

als relevant ausgewählten Informationen an den Vater oder andere weitergeben.

Stillen als Gefahrenprävention

Das von den Mitarbeiterinnen des Familienzentrums vermittelte Ernährungsideal im ersten Lebensjahr ist das Stillen, das als der Ernährung mit der Flasche überlegen dargestellt wird. In mehreren Veranstaltungen wird auf die Empfehlung der WHO hingewiesen, Kinder sechs Monate lang voll zu stillen, auch wenn dies nie explizit als Muss formuliert wird. In folgender beispielhafter Szene aus einer Beikostinformationsveranstaltung spricht die Beraterin das Thema Glutenunverträglichkeit an:

Die Beraterin sagt, es gäbe in Hinsicht auf Getreide Unterschiede zwischen Still- und Flaschenkindern. Stillkinder hätten durch die Muttermilch einen natürlichen Darmschutz, der eine bessere Verarbeitung von Gluten ermögliche. Diese Kinder könnten auch früher schon Brot essen. Wenn das Kind nicht gestillt worden sei, sei es gut, die ersten vier Wochen, in denen es Getreide gäbe, auf Gluten zu verzichten. Danach beginne man mit Hafer, der weniger Gluten beinhalte als andere Sorten, um langsam heranzuführen.

Kinder, die nicht den besonderen Darmschutz durch Muttermilch erhalten hätten, bedürfen laut Beraterin einer besonders vorsichtigen Einführung von Getreide in

ihren Speiseplan. Die Stillkinder hingegen werden als unkomplizierter zu versorgen dargestellt. Sie sind durch ihre ideale Ernährung in den ersten Lebensmonaten sozusagen gleich zu Anfang der Ernährungsumstellung widerstandsfähigere, ‚bessere‘ Esser_innen.

Die Mitarbeiterinnen betonen die Vorteile der Praxis des Stillens auch nach der Einführung von Beikost. Mische sich Beikost beispielsweise im Magen des Kindes mit Muttermilch, so helfe das Fett in der Milch, die Vitamine in der Nahrung aufzunehmen. Über das Stillen könne nach der Einführung von Beikost die ausreichende Flüssigkeitsaufnahme sichergestellt werden und ebenso die ausreichende Versorgung mit allen Nährstoffen, die das Kind benötige. Der Hinweis auf diese Vorteile ist eng verwoben mit dem bereits behandelten Thema der Beikost als angstbesetzt und gefährlich. Die von Eltern eingebrachten Sorgen und Fragen werden in der Betonung der Stillvorteile implizit oder explizit aufgegriffen und beantwortet. Die Erwähnung all dieser Vorteile der Brusternährung, die wahrscheinlich ebenso über das Füttern mit der Flasche erreicht werden könnten, verdeutlicht auch, wie stark das über die Beikosteinführung hinaus anhaltende Stillnormativ im Familienzentrum weiterwirkt. Die mit der Beikost antizipierten Risiken können zu einem großen Teil – so die Annahme – durch das Weiterführen der Stillbeziehung vermieden oder geschmälert werden. Diese Gegenüberstellung der

Beikost als gefährlich und des Stillens als sicher bewirkt nicht nur ein Festhalten an der Stillnorm, sondern verstärkt diese sogar. Das Stillen wird als Absicherung gegen die vielfältigen, bei der Beikosteinführung erwarteten, Risiken gerahmt und erscheint so während der Einführung fester Kost erst recht als unerlässlich.

Das Familienzentrum als Frauendomäne – Überlegungen zur geringen Teilnahme von Vätern

Nehmen Männer an den Veranstaltungen des Familienzentrums teil, so wird dies häufig als etwas Besonderes, in der Regel als Lob, von Mitarbeiterinnen des Zentrums hervorgehoben. Dies betont, dass ihre Anwesenheit kein selbstverständlicher Teil des Settings ist. Ob der sehr geringe Anteil an Vätern unter den Teilnehmer_innen sich aus dem Aufbau der Angebote ergibt oder ob diese an das fast ausschließlich weibliche Klientel angepasst sind, ist nicht ersichtlich, jedoch wird die Teilnahme von Männern durch mehrere Punkte erschwert. Alle besuchten Veranstaltungen werden zu gängigen Arbeitszeiten angeboten. Für berufstätige Eltern ergibt sich daraus ein Vereinbarkeitsproblem. Dieses dürfte, mit

Blick darauf, dass Väter im Vergleich zu Müttern seltener und kürzer Elternzeit in Anspruch nehmen (vgl. Statistisches Bundesamt 2015), vor allem Männer betreffen (obwohl an dieser Stelle offen bleiben muss, inwiefern auch das Fernbleiben berufstätiger Frauen die Beobachtungen beeinflusst hat). In den von mir untersuchten Veranstaltungen gab es keine männlichen Mitarbeiter als Ansprechpartner für Väter. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass deren Teilnahme nicht als selbstverständlicher Teil der Kurse eingeplant ist.

Die starke Betonung des Stillens während

„ In den von mir untersuchten Veranstaltungen gab es keine männlichen Mitarbeiter als Ansprechpartner für Väter.

der Veranstaltungen – zum Teil schon durch die Namensgebung wie beim Stillcafé – spricht Männer vermutlich auch nicht an, sondern lässt das Familienzentrum noch stärker als Frauendomäne wirken. Die Väter selbst markieren durch ihr Verhalten zum Teil, dass sie sich nicht mit derselben Selbstverständ-

lichkeit im Familienzentrum bewegen wie die anwesenden Frauen. Sie zeigen sich insgesamt zurückhaltender als diese. So melden sie sich wenig zu Wort. Einer der Väter in einer Informationsveranstaltung spricht, bis auf eine Frage, die er eingangs stellt, nur leise mit seiner Partnerin oder wenn er direkt angesprochen wird. Wenn

die Väter sprechen, dann melden sie sich vorher häufig mit der Hand und lassen sich aufrufen. Auch dies steht im Gegensatz zum Verhalten der meisten Mütter, die sich in Gespräche einfach einhaken und die Kursleiter_innen zum Teil sogar unterbrechen.

Während die meisten Frauen in den Veranstaltungen sich der ‚Wohnzimmeratmosphäre‘ des Felds entsprechend verhalten – beispielsweise indem sie in bequemer Kleidung kommen, plaudern und dabei auch nach Ende der Veranstaltungen oft noch länger sitzenbleiben – trifft dies auf die wenigen Väter nicht im selben Maß zu. Sie beteiligen sich kaum am Austausch mit den Müttern (in keiner Veranstaltung waren mehrere Väter gleichzeitig anwesend, die sich untereinander hätten unterhalten können). Einer der Väter fällt dadurch auf, dass er als einziger ohne Kind und zudem in Anzughosen und Hemd zur Beikostinformationsveranstaltung kommt. Vermutlich kommt er direkt von der Arbeit. Er verlässt nach Abschluss des von der Kursleiterin angekündigten Programms – noch vor der Reflexionsrunde – deutlich früher als die anwesenden Mütter das Familienzentrum. Sein Gehen irritiert jedoch niemanden. Es scheint nicht einmal jemand davon Kenntnis zu nehmen, obwohl es wiederum nicht der gängigen Praxis im Familienzentrum entspricht. Sein frühes Verlassen der Veranstaltung und das Ausbleiben einer Reaktion darauf kann möglicherweise auch als Ausdruck seiner

nicht vollständigen Zugehörigkeit zum Feld Familienzentrum gedeutet werden. Mütter werden im Familienzentrum deutlich als Hauptzielgruppe angesprochen. Dies weist ihnen die Verantwortung für die Ernährung des Kindes zu, bietet ihnen jedoch gleichzeitig die Option, ihre Expertinnenrolle weiter auszubauen und somit ihren Einfluss auf Entscheidungen das Kind betreffend auszuweiten. Die dabei stattfindende De-Thematisierung von Vätern und ihrer Beteiligung an Ernährungsaufgaben zeigt die vermeintliche Alternativlosigkeit des Arrangements (vgl. Seehaus 2014: 69).

Die Kleinkindernährung bleibt in Expertinnenhand

Die Einführung fester Kost stellt Eltern vor die Frage, wer das Kind ernähren kann und soll. Das Datenmaterial zeigt, dass – zumindest im Setting der Familienbildung – mit dem Ende der Milchernährung eine riskante, sogar gefährliche Phase antizipiert wird. Zudem wird deutlich, dass Ernährung von Eltern und Mitarbeiterinnen des Familienzentrums weiterhin als wegweisend für die physische und psychische Entwicklung des Kindes angesehen wird. Die Betonung potenzieller Gefahren der Beikost lässt ein breites Wissen über Lebensmittel, Zubereitungsarten, sowie über das eigene Kind, dessen Fähigkeiten und Entwicklungsstand unverzichtbar

erscheinen. Ernährende müssen wissen, wann es nötig ist, regulierend einzugreifen. An sie wird „der Anspruch auf Kontrolle und Korrektur“ (Hungerland 2003: 140) herangetragen, der aus der Darstellung der kindlichen Entwicklung als „sehr störanfälligen Prozess“ (Hungerland 2003: 140) erwächst.

Angesichts der in den Veranstaltungen dargestellten Komplexität des erforderlichen Wissens scheint das Wahrnehmen der Bildungsangebote als wichtig gewertet zu werden, um Gefahren zu vermeiden. Anwesend sind jedoch fast nur Mütter. Sie holen Informationen ein und besprechen gesammelte Erfahrungen. Sie inszenieren sich als Planerinnen der Kinderernährung und übernehmen zudem die Aufgabe der Qualitätssicherung. Auf diese Weise übernehmen sie auch nach Ende der Milchernährung und unabhängig davon, ob sie selbst füttern oder diese Aufgabe von anderen ausgeführt wird, einen Großteil der Verantwortung für die kindliche Ernährung. Dagegen bleiben Väter im Feld der Beikostkurse fast völlig unerwähnt und unsichtbar. Die Beteiligung des Vaters an der Pflege des Kindes wird in den Kursen zwar gelobt, jedoch trotzdem als Sonderfall gerahmt. Vor allem durch die Nichterwähnung väterlicher Beteiligungsmöglichkeiten an Ernährungsaufgaben und den Aufbau der Beratungen und Kurse, zu deren Hauptzielgruppe Männer offenbar nicht gezählt werden, zeigt sich, dass väterliche Beteiligung an der Kleinkindernährung

weiterhin als optional gerahmt wird.

Das Stillen ist ein in allen Veranstaltungen wiederkehrendes Thema. Sein Stellenwert bleibt hoch: Als Strategie zur Gefahrenprävention wird es der als riskant gerahmten Beikost gegenübergestellt. Die Wirkung der Stillnorm lässt vor allem in den ersten Monaten der Beikosteinführung kaum nach. Die Einführung von Beikost stellt somit nur bedingt die Loslösung der kindlichen Ernährung vom Mutterkörper dar. Der Status der Informierten in Kombination mit dem Festhalten am Stillideal festigt die Gatekeeping-Funktion der Mutter und legitimiert – selbst gegenüber einem an der Kinderernährung beteiligten Vater – ihr Recht, weiterhin Standards festzulegen. Die Mutter als Expertin für das Kind und Managerin seiner Ernährung wird als diejenige gezeichnet, die sichere Kleinkindernährung am zuverlässigsten bereitstellen kann. Diese Fortschreibung der bereits in der Stillzeit etablierten Geschlechterrollen sichert der Mutter weiterhin die Bestimmungsmacht über die Sorge um das Kind – und verpflichtet sie gleichzeitig dazu.

ZUR AUTORIN

Judith Pape, 26, studiert im Master Forschung in der Sozialen Arbeit an der Frankfurt University for Applied Sciences. Sie interessiert sich insbesondere für die Bereiche Doing Gender, Doing Family und für Anwendungsgebiete der Sozialen Arbeit.

LITERATUR

Abou-Dakn, Michael/Wöckel, Achim (2006): Effekte des Stillens auf die Müttergesundheit. In: Borrmann, Brigitte/Schücking, Beate (Hrsg.): Stillen und Müttergesundheit. Göttingen: V&R unipress, S. 57-65.

Bösl, Elsbeth (2016): Medizintechnik und Lifestyle-Produkt: Milchpumpen, Muttermilchdiskurs, Stillkurs und Konzepte von Mutterschaft. In: Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea (Hrsg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen: Barbara Budrich, S. 43-58.

Breidenstein, Georg et al. (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München: UVK Verlagsgesellschaft.

DGKJ (Hrsg.) (2014): Ernährung gesunder Säuglinge. Empfehlungen der Ernährungskommission der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin. In: Monatschrift Kinderheilkunde, Nr. 06/2014. Berlin: Springer, S. 527-538.

Freudenschuß, Ina (2012): Vom Recht auf Stillen zur Pflicht der Mutter: Elemente eines globalen Stilldiskurses. In: Gender, Nr. 3/2012, S. 138-145.

Friebertshäuser, Barbara/Matzner, Michael/Rothmüller, Ninette (2009): Familie: Mütter und Väter. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179-198.

Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1991): Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Beltz - Psychologie Verlags Union, S. 382-385.

Hungerland, Beatrice (2003): „Und so gedeiht das Baby!“ Altersgerechte Entwicklung und Gesundheit als gesellschaftliche Norm und Leistung. In: Hengst, Heinz/Kelle, Helga (Hrsg.): Kinder – Körper – Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxis und sozialen Wandel. Weinheim: Juventa, S. 139-160.

Matzner, Michael (2004): Vaterschaft aus der Sicht von Vätern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meuser, Michael (2011): Die Entdeckung der „neuen Väter“. Vaterschaftspraktiken, Geschlechtsnormen und

Geschlechterkonflikte. In: Hahn, Kornelia/Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): Soziologie des Privaten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71-82.

Ott, Marion/Seehaus, Rhea (2012): „Es ist halt durchs Stillen, dadurch ergibt es sich einfach“. Familiäre Arbeitsteilungsmuster und Naturalisierungseffekte von Stilldiskursen. In: Moser, Vera/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Riskante Leben? Geschlechterdimensionen reflexiver Modernisierungsprozesse. 8. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 131-140.

Poferl, Angelika (2012): Lebensweltanalytische Ethnographie und die „Kosmopolitisierung“ des Sozialen: Anmerkungen zur Globalisierungsforschung. In: Schröer, Norbert et al. (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage 2./3. Juni 2011. Essen: Oldib Verlag, S. 85-100.

Rose, Lotte/Steinbeck, Stephanie (2015): Die Stillernährung des Säuglings. Ethnografische Notizen zu einer Geschlechterasymmetrie qua Natur. In: Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (Hrsg.): Vater, Mutter, Kind? Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 101-122.

Rückert-John, Jana/Kröger, Melanie (2015): „Stillende“ Männer. Väter selbst- und -fremdbilder im Übergang zur Elternschaft. In: Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (Hrsg.): Vater, Mutter, Kind? Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 81-100.

Rüling, Anneli (2008): Das Stillen – Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutung von Geschlecht? In: Rehberg, Karl-Siebert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006 Frankfurt am Main: Campus, S. 4774-4786.

Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (2005): Methoden der empirischen Sozialforschung. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Seehaus, Rhea (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zu Elternverantwortung und Geschlecht. Opladen: Barbara Budrich.

Seichter, Sabine (2014): Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens. Weinheim: Beltz-Juventa.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2015): Pressemitteilung vom 25.03.2015, Nr. 109/15.

Vökt, Cora/Hösli, Irene/Huch, Renate (2007): Stillen – Lust statt Last. Säuglingsernährung und soziokulturelles Seismogramm. In: Gynäkologie, Nr. 1/2007, S. 18-22.

World Health Organization (Hrsg.) (2007): Planning guide for national implementation of the Global Strategy for Infant and Young Child Feeding.



ESSSTILRUNGEN

Kontrolle außer Kontrolle

Genealogische Betrachtungen zum Konzept
der Essstörungen

von Corinna Schmechel

55

Der Beitrag betrachtet Anrufungen zur „richtigen“ Ernährung als Element einer „Körperführungsethik“, welche mit Fokus auf die darin enthaltenen Problematisierungsweisen genealogisch verortet werden. Konkret widme ich mich den Problematisierungsweisen von Ernährungspraktiken, welche heute als „Magersucht“ gefasst werden. Neben unzähligen Aufforderungen, den „inneren Schweinehund“ und mit ihm die vielfältigen sogenannten „Problemzonen“ zu bekämpfen, gibt es viele Warnungen vor der wachsenden Zahl von „Essstörungen“ bei denen der Kampf gegen die Problemzone Körper außer Kontrolle geraten ist. Stützend auf einer Analyse populärer Medienerzeugnisse über problematisierte Körperpraktiken wird gezeigt, was die konkreten Modi der Problematisierung über die dahinterliegenden Subjektnormen ausagen und welche gender-bezogenen Implikationen hierin enthalten sind.

abstract

„All over Britain serious dietary crimes
are being committed.”
(*Supersize vs. Superskinny*)

Mit diesen Worten beginnt der Einspieler
der seit 2008 existierenden Reality-Show
„*Supersize vs. Superskinny*“ aus Großbri-
tannien (Channel 4). Untermalt mit als

über- und untergewichtig definierten Körpern vor einer Line-Up Wand, wie sie in Polizeistationen zu finden sind, wird eine zunehmend dysfunktionale Beziehung zu Essen an beiden Enden der Skala skandalisiert. Konzept der Sendung ist es, je eine_n Vertreter_in der polaren Extreme gegenüberzustellen und die konträren, aber stets als extrem ungesund und gefährlich dargestellten Lebensweisen vorzuführen. Eingestreut werden immer wieder Exkurse u.a. über die enorme „*obesity epidemic*“ in den USA. Diese dient als mahnendes Beispiel und Prognose einer britischen Nation ohne sofortige Intervention. Verkörpert durch die Expertenfigur des Arztes und stets numerisch operationalisiert steht im Zentrum der Show die Problematisierung verschiedener Lebens- bzw. Ernährungsstile. Die in diesen Zusammenhängen vermittelten Informationen gelten als „objektives, wissenschaftliches“ Wissen. Des Weiteren werden die problematisierten Ernährungs- bzw. Lebensweisen ganz im Sinne des Neoliberalismus mit einem Appell an die individuelle Selbstverantwortung verknüpft und mit dem Hinweis einer Verpflichtung gegenüber einem nationalen Kollektiv versehen. Ferner wird in dieser Sendung klar, dass es viele „falsche“ Lebens- und Ernährungsstile gibt, aber scheinbar nur einen „richtigen“ Umgang mit dem eigenen Körper. Dieser wird allerdings im Gegensatz zu „extremen Verfehlungen“ nie wirklich detailliert gezeigt. Er scheint dadurch einzig logisch, ja natürlich, und

gleichzeitig irreal und fiktiv. Damit stellt diese Sendung ein pointiertes Beispiel für das Wirken von Normierungsmacht dar. Die angestrebte Norm wird hier als maßvolle Normalität in Abgrenzung zum Extrem und somit in konstitutiver Abhängigkeit von diesem präsentiert. Sie ist keine deskriptive Norm, die beschreibt, was bei dem Großteil der Bevölkerung vorherrscht (das wäre zumindest der Sendung nach ja das Fehlverhalten), sondern ein Ideal, welches aber als natürlich und gesund und daher im normativen Sinne „normal“ beschrieben wird. Deutlich werden außerdem aktuelle Sicherheits- und Präventionsdispositive bedient. So gibt es kein Gesetz, das den Teilnehmenden und Zuschauer_innen vorschreibt, was sie (nicht) essen sollen. Stattdessen wird präzise ausgemalt, zu welchen enormen gesundheitlichen Schäden ihr Verhalten höchstwahrscheinlich führen werde. Natürlich kann eingewendet werden, dass es sich hierbei um ein populistisches Produkt der Unterhaltungsindustrie handelt, das sich entsprechenden Mitteln der voyeuristischen Überzeichnung bedient und somit wenig Aussagekraft über die Alltagsrealität und die Einstellungen der Individuen in der Bevölkerung hat. Doch auch wenn Produktionen wie diese nicht als Repräsentation der Vielschichtigkeit aktueller Diskurse und Praktiken verstanden werden können, sind sie definitiv prägender Teil dieser. Sie haben gerade durch ihre breite Rezeption und ihre Alltagsweltlichkeit

eine große Wirkmacht. In der Sendung (und nicht nur hier) wird von verschiedenen Instanzen – dem Arzt, dem Staat, dem TV-Sender, der Familie, sowie den Teilnehmenden selbst – ein gemeinsames Projekt der gesunden Lebensführung und des Erreichens eines Idealgewichts verfolgt. Dementsprechend existiert eine spezifische Ethik, die anhand der Problematisierung bestimmter Formen der Eigenkörperregierung als Sünden, Süchte oder eben Verbrechen entsprechend ethische Subjekte erschafft. Dieser Beitrag fragt nach der Genealogie dieser Ethik und den hierin enthaltenen Subjektkonzepten und der Analyse ihrer heutigen Formen.

Zur Verdeutlichung der Fragestellung werden im Folgenden zunächst die Begriffe der „Körperführungsethik“ und der „Problematisierungsweise“ eingeführt. Hierauf aufbauend und als Ergänzung zu bereits umfassenden Analysen der Verhandlung von vorgeblich *mangelnder* Kontrolle über den eigenen Körper und seiner Gelüste wie etwa im Rahmen von *Fettsucht*, *Übergewicht* und dergleichen (vgl. Schmidt-Semisch/Schorb 2008), geht es mir im weiteren Verlauf des Beitrags um die *zu viel* gewordene, quasi außer Kontrolle geratene Kontrolle über den eigenen Körper, welche heute vorrangig als *Magersucht* in verschiedenen Ausformungen gefasst wird. Dabei interessiert mich, welche Subjektformen und -normen hinter den hier dargelegten Problematisierungsweisen stecken. Aber auch welche gender-bezogenen Impli-

kationen hierin enthalten sind. Hierzu wird im Folgenden eine genealogische Einordnung der aktuellen Konzepte von *Essstörungen*, speziell *Magersucht/Anorexie* skizziert um schließlich die aktuellen Problematisierungen von Ernährungsweisen in die vorherrschende Körperperformanzenethik einzuordnen. Der Fokus wird dabei auf Vergeschlechtlichungsprozesse gelegt.

Körperführungsethik

Problematisierungsweisen sind nach Foucault zentrale Prozesse der Subjektivierung. Das Subjekt kommt zu einem Begriff von sich selbst weniger über die Sprache davon, was normal ist, als davon was das nicht ist. Problematisierungen sind also als Teil der Maschinerie zur Hervorbringung von Selbsttechnologien und Subjektivierungsweisen zu verstehen (vgl. Foucault 2012: 18). Da die Problematisierung als Wirkungsweise von Macht gerade auf die Selbststeuerung der Individuen zielt, sind die Orte der Machtausübung paradoxerweise häufig jene, an denen es keine Pflicht und kein Verbot gibt (vgl. ebd.: 17). Das trifft auf den Bereich der Ernährung zu, wie auch auf viele weitere Formen von Eigenkörperregierungen. Dies erklärt auch die Fülle an öffentlichen Problematisierungsmechanismen in diesem Bereich, von denen „*Supersize vs. Superskinny*“ ein gutes wenn auch bei Weitem nicht das einzige Beispiel darstellt. So finden sich

auch bereits in Foucaults Arbeiten zur Genealogie der Selbstverhältnisse vereinzelte Aussagen, nach welchen „[d]as Problem der Nahrungsmittel [...] viel bedeutsamer [ist] als die sexuelle Aktivität“ (Foucault 2012: 147f, siehe auch Probyn 2005). Auch S. Margot Finn (2009) betrachtet moralisch konnotierte Vorstellungen über den *richtigen* Umgang mit Essen und Trinken als den elementarsten Teil der von Foucault untersuchten Ethiken der Selbstführung und kritisiert die Zentralsetzung der Sexualität in Foucaults weiterem Werk und dessen Rezeption. Zur Verdeutlichung der Wirkmächtigkeit eben jener Körperführungsregime führt sie den Begriff der *Alimentary Ethics* ein (ebd.: 355).

Mit Bedeutungsverlust der Kirche, Aufweichung der Sexualmoral und wachsender Vielfalt an anerkannten sexuellen Identitäten, erstarkt laut Finn die moralische Bewertung und Rigidität der diätischen Körpernormierung. Kulturelle Phänomene wie die Shows „*The Biggest Loser*“ oder „*Supersize vs. Superskinny*“, Ratgeberliteratur und Magazine wie „*Fit for Fun*“ und „*(Wo) Men's Health*“ sowie die zunehmende Etablierung und Popularität von Fitnessstudios können als Zeugnis der wachsenden Bedeutung eines idealisierten Norm(al)-körpers und einer diesen kultivierenden Lebensweise gesehen werden (vgl. Finn 2009: 359). Somit sind auch Imperative zur körperformenden Sportausübung, wie sie in benannten Magazinen und in der Werbung für Fitnessstudios angepriesen

werden, Teil der *Alimentary Ethics*. Da also auch sportliche Betätigung Werkzeug zur Körpermodellierung und ein zentrales Element der Identitätskonstruktion via Körperpraxis ist (vgl. Fleig 2008: 87ff.), nutze ich als begriffliche Erweiterung der *Alimentary Ethics* den Begriff der *Körperführungsethik*. Auf diese Weise soll der Fokus nicht ausschließlich auf der Ernährung liegen, sondern besonders auf die ethische Handlung gelegt werden, das heißt auf die Form des Körpers bzw. die Modellierung seiner Erscheinung. Hierin liegt der zentrale Unterschied zu Foucaults untersuchter antiker Ethik. In dieser standen Gelüste und Begehren im Vordergrund, welche durch den Geist regiert werden sollten. Der Körper symbolisierte zwar den Erfolg dieser Selbst-Regierung, war aber nicht der Grund und das Ziel ethischen Handelns. Dagegen entwickelt sich mit den modernen Strukturen eine Ethik, welche sich auf den Körper und dessen Form konzentriert. Jede Ethik ist dabei „als Selbstverhältnis

”

[Es] entwickelt sich [...] eine Ethik, welche sich auf den **Körper und dessen Form** konzentriert.

zugleich eine Gestaltung und Modellierung der Freiheit“ (Lemke 1997: 310) und bietet damit auch immer Potential für nicht-regierungszielkonformes Handeln. Subjekte können sich an die Aufforderungen und Richtgaben halten, aber sie müssen es nicht. Der Normalismus der hier zum Tragen kommt, ist ein flexibler (vgl. Link 1996). Es sind weniger klare Gesetze und fixierte Normen vorhanden, sondern es liegt ein großes, Wandlungen unterworfenes, Angebot an körperlichen Lebens- und Subjektivierungsweisen vor. Daher müssen die Ränder der gauß'schen Normalverteilungskurven auf dem inneren Bildschirm der Subjekte erkennbar gemacht werden. So definiert „*Supersize vs. Superskinny*“ eben keinen strikten Normal-Essens- und Bewegungsplan, sondern macht stattdessen klar, was nicht mehr im Normalbereich liegt und welche Körperpraxen als problematisch zu betrachten sind.

Problematisierte Praktiken

Was heißt es also, dass bestimmte Umgangsweisen mit dem Körper oft in Begriffen der Krankheit beschrieben werden? Wie kommt es dazu und welche Folgen resultieren daraus? Aber vor allem: Wie können bestimmte Umgangsweisen mit dem Körper auch anders gedacht werden? Und warum werden sie dennoch als problematisch konzipiert? Um diese Fragen zu beantworten dürfen Begrif-

fe wie z.B. *Anorexia nervosa* oder auch *Magersucht* ebenso wie *Essstörung* oder *Sportsucht* bewusst nicht im medizinischen Definitionsrahmen gebraucht werden, sondern müssen in Anlehnung an Erving Goffman (1973: 128) als soziale Kategorie genutzt werden, um nachzuzeichnen, wie sie sozial konstruiert wurden. In diesem Zusammenhang wird davon ausgegangen, dass auch psychologisches und psychiatrisches Wissen nicht einfach objektiv existiert, sondern auf der Basis von Diskursen entsteht und sich gegebenenfalls als Wissenschaft im Feld der anerkannten *objektiven* Wahrheit etabliert. Methodisch schließt sich hier eine Schwierigkeit an, die zu bewältigen immer ein stückweit uneingelöster Anspruch bleiben muss: Wie können pathologisierte Phänomene vor dem Hintergrund, dass das Wissen darüber aus den öffentlichen Diskursen stammt, die diese Phänomene konstruieren, gut beschrieben werden? Wie kann auch das widerständige Potential, welches in den Pathologien steckt, gesehen werden ohne dabei den Fehler der Romantisierung wie beispielsweise in Teilen der feministischen Psychiatriekritik (vgl. Schlichter 2000) zu wiederholen? Es soll weder das subjektive Leiden verleugnet, noch ausschließlich den pathologisierten Individuen zugeschrieben werden. So verzichten etwa auch andere Menschen nach 18.00 Uhr auf Kohlenhydrate und dies nicht etwa aus Spaß an der Sache. Statt nur bestimmte Körperführungspraxen zu problematisieren, sollen

also die Prozesse und Modi der Definition bestimmter Praxen als Problem selbst betrachtet werden. Im Fokus der folgenden Ausführungen stehen somit als Störungen klassifizierte Verhaltensweisen, bei denen der Kampf gegen die Problemzone Körper außer Kontrolle geraten ist. Im Folgenden wird dargestellt, wie sich die Konzeptualisierungen und damit verbundenen Subjektformen dieser Verhaltensweisen historisch gewandelt haben. Explizit geht es nicht darum eine lineare Geschichte der Magersucht zu skizzieren, sondern aufzuzeigen, dass so etwas wie *Magersucht* nur in konkreten kulturellen Kontexten existieren kann und damit weniger ein konkretes Verhalten darstellt, als vielmehr die Deutung, die diesem Verhalten zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem bestimmten Kontext zugeschrieben wird (vgl. Watters 2010).

Genealogie problematisierter Körperpraxen

Der Umgang mit dem eigenen Körper hat eine lange und globale Geschichte und gilt als Wirkstätte sozialer Integration und Distinktion, Identitätsstiftung und Selbsterschaffung. Und dennoch ist etwas spezifisch an der Art und Weise wie wir heute unsere Körper betrachten, mit ihnen umgehen und wie wir dieses Umgehen wiederum reflektieren. Mehr noch, schon das Denken über den Gegenstand

„Körper“ ist Produkt historischer Entwicklungen. Der Fokus liegt hier auf aktueller westlicher Kultur um den Körper, speziell um dessen Formung und Modellierung. Das hier herrschende Verständnis, einen Körper zu *haben* und diesen verstehen und regulieren zu können, ist nach Philip Sarasin eine Geburt des Hygienediskurses des 19. Jahrhunderts, welcher wiederum Wurzeln in der von Foucault untersuchten antiken Diätetik hat (vgl. Sarasin 2001: 18). Entsprechend einer genealogischen Herangehensweise soll keine lineare Verbindung von der Antike ins Heute gezogen werden. Dargestellt werden vielmehr die Kontinuitäten und die Brüche in den moralischen Diskursen über die körperliche Selbstregulierung ebenso wie die Überlappungen, Wechselwirkungen und Widersprüchen. Ziel ist es die Spezifik der historischen Momente bzw. Ereignisse zu erkennen (Foucault 2002: 180).

Historisch gesehen wandelte sich im Laufe der Zeit weniger die Moral – also die Codes, welches Verhalten gut bzw. schlecht ist – sondern eher die Ethik, also das Denken und Empfinden der Individuen über diese Regeln und Gesetze und ihr eigenes Verhalten zu diesen. „Die ‚Genealogie der Ethik‘ ist daher zugleich eine ‚Genealogie des Subjekts‘ wie Thomas Lemke pointiert herausstellt (1997: 269). Dabei stellt sich die Frage, „wie unterhalb der Kontinuität [...] die Formen des Verhältnisses zu sich (und die damit verbundenen Selbstpraktiken) definiert, modifiziert, umgearbeitet

und diversifiziert worden sind“ (Foucault 2012: 44). Hier sei angemerkt, dass sowohl Foucaults als auch diese Darstellungen hier eine gewisse ‚Holzschnittartigkeit‘ aufweisen und nicht dem Anspruch genügen die gesamte in sich widersprüchliche historische Auseinandersetzung zur Selbstführung, bspw. in den verschiedenen Schulen der Antike, darzustellen. Es wird sich gemäß der Genealogie als Methode, Mitteln des „gewaltsamen“ und „künstlichen“ Zuschnitts und Ausleuchtens historischer Szenen bedient, um die Kontingenz und Bedingtheit heutiger Selbstverständnisse und Selbstverständlichkeiten aufzuzeigen (vgl. Saar 2009: 256).

Foucault datiert das Entstehen des Konzepts der Sorge um sich und der bewussten, kunstvollen Lebensführung in der Antike bei Sokrates, Platon und Aristoteles. Dabei handelt es sich allerdings um eine recht exklusive Lebensphilosophie, welche sich nicht an einen Großteil der Menschen richtet, sondern an privilegiert situierte Männer (vgl. ebd.: 33; vgl. Sarasin 2001: 460). Zur antiken Diätetik, die Foucault als Lebenskunst versteht, schreibt er:

Die ganze Zeit über und für alle Tätigkeiten des Mannes problematisiert die Diät das Verhältnis zum Körper und entwickelt eine Lebensweise, deren Formen, Entscheidungen, Variablen von der Sorge um den Körper bestimmt sind. (Foucault 2012: 132)

Dabei geht es nach Foucault nicht allein um den Körper, sondern stets auch um eine Formung und Regierung der Seele bzw. des Charakters, „weil die Entschlossenheit eine angemessene und vernünftige Diät zu befolgen, und die dafür angewendete Anstrengung von sich aus auf eine unerlässliche moralische Festigkeit verweist“ (ebd.: 134). In diesem Sinne galt auch schon in der antiken Ethik um den Körper *polysarkia*/Fleischesüberschuss, heute als Fettleibigkeit oder Übergewicht benannt, als problematisch, da es als Ausdruck von Maßlosigkeit und Willensschwäche gegen das Paradigma der Ausgeglichenheit verstieß (vgl. Merta 2003: 218). Entsprechend dieses Paradigmas finden sich laut Foucault gleichzeitig auch bei Platon Problematisierungen einer übertriebenen Sorge um den eigenen Körper:

Man erkannte durchaus, daß in der Diätpraktik eine Gefahr liegen konnte. Auch wenn ihr Ziel die Vermeidung von Exzessen ist, so kann doch die Bedeutung, die man ihr zugesteht, und die Autonomie, die man ihr läßt, ihrerseits wieder übertrieben werden. (Foucault 2012: 135)

Die hier konstatierte Gefahr ist nach Foucault des Weiteren am besten an der Gründerfigur der Diätetik Herodikos zu beobachten, welcher „ganz damit beschäftigt, auch nicht die geringste Regel seiner Diät zu verletzen, [...] sich jahrelang nur

noch am Rande des Todes dahingeschleppt [habe]“ (ebd.). Hier ist nur wenig Assoziationsvermögen vonnöten, um die Parallelen zu heutigen Problematisierungen von sogenannten *Essstörungen* zu sehen. Wenngleich sich also die konkreten Inhalte der Anrufungen und Problematisierungsweisen im Laufe der Historie im Wesentlichen nicht unterscheiden, gibt es zentrale Verschiebungen und Umkodierungen. So zählte beispielsweise das Erbrechen nach einer Mahlzeit in der Antike im Unterschied zu heute zu einer empfohlenen Praxis der Körperreinigung. Doch auch diese Verschiebungen sind im Rahmen einer recht konstant bleibenden Ordnung situiert, in der vor allem der Exzess und die Maßlosigkeit stets das zentrale Problem darstellen. Dennoch sind die konkreten Problematisierungen in den verschiedenen Kontexten spezifisch in ihrer Art und Weise sowie in ihrer Kontextualisierung. So handelte es sich bei der Erfüllung der moralischen Empfehlungen in der Antike nicht um die Erfüllung von Regeln in einem Sanktionssystem, sondern um Elemente und Techniken zur Konstruktion eines ästhetisch-stilistisch orientierten Lebensstils und Daseins (vgl. Lemke 1997: 276). Stellt *polysarkia* also noch einen Mangel oder einen Fehler in der Kunst der Selbstführung dar, ist die Völlerei im christlichen Mittelalter hingegen eine Sünde und damit ein Verstoß gegen das Gesetz Gottes. Später wird das adipöse Subjekt zum Paradebeispiel der Unvernunft und

Verantwortungslosigkeit transformiert, welches ein numerisch kalkulierbares Risiko für sich und seine Umwelt darstellt. Spannender noch für die Untersuchung der Brüche unterhalb der Kontinuitäten ist das Problem am anderen Ende der Skala: die sogenannte *Magersucht*. Gibt es in der mittelalterlich-christlichen Logik ein Problem des zu-sehr-den-Geboten-Folgens?

Heiliges Fasten

Im christlichen Mittelalter war das Hungern oft auch bis zur Todesfolge vor allem eine weibliche Selbsttechnik, die noch nicht als *Anorexia nervosa* problematisiert wurde. Der Verzicht auf Nahrung stellte zur damaligen Zeit kein pathologisches Symptom, sondern eine von Gott gegebene Tugend dar und war einer der wenigen Wege auch für Frauen als Heilige anerkannt und ein eigenständiges Subjekt unabhängig von realen männlichen Autoritäten zu werden (vgl. von Braun 1992: 215). Die mittelalterlich Fastende entledigt sich dem an und für sich als sündhaft definierten weiblichen Körper, um dadurch ihre Seele als rein definieren zu können. Nach Christina von Braun stellt dies einen wesentlichen Unterschied zum männlichen mittelalterlichen Fasten der Mönche dar, denen diese Praxis diente, sich von äußerer Sünde zu reinigen und welches deshalb auch nur begrenzt praktiziert wurde (vgl. ebd.: 215).

”

Die hegemoniale Deutung des freiwilligen Hungerns verschob sich [...] zur Geisteskrankheit.

Es scheint, dass mit der Transformation der körperlichen Ethik als Ästhetik in eine göttlich gegebene Moral die Problematik der übertriebenen Askese obsolet wird. Die totale Enthaltensamkeit ist hier nunmehr ein Zeichen vollkommener Untergebenheit unter Gottes Gesetz (vgl. Foucault 2012: 121f). Daher wird auch die vollkommene Verweigerung kulinarischer Gelüste nicht mehr im Rahmen eines Paradigmas der Ausgeglichenheit problematisiert, sondern nur als Problem der Wahrheit und Lüge; der Frage also, ob die Frauen und Mädchen tatsächlich die Wahrheit über sich und ihr asketisches Leben sagen oder lügen, um in den Status der Heiligen erhoben zu werden. Gängige Lösung war eine permanente Überwachung der Fastenden, die meist mit deren Tod durch Verhungern endete (vgl. Brumberg 1994; vgl. von Braun 1992). Im Rahmen allgemeiner Säkularisierungsprozesse im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts gerieten die fastenden Mädchen und Frauen und die Frage nach ihrer Wahrhaftigkeit zunehmend in den Fokus des medizinischen Blicks. Die Ursachen für die Appetitlosigkeit wurden von der erstarkenden medizinischen Disziplin in den Organen des Körpers gesucht. Ließ

sich dort nichts Entsprechendes finden, wurden die Mädchen und Frauen auch hier der Lüge bezichtigt. Eine Problematisierung des Phänomens lag also weiterhin in der Frage nach Wahrheit und Lüge, wobei nicht mehr die Heiligkeit, sondern die wissenschaftliche Rationalität biologisch (un)möglicher Lebensweisen und irrationaler Selbstschädigung hinterfragt wurde. Die sich gerade entwickelnde Psychiatrie ermöglichte somit einen neuen ärztlichen Blick auf die fastenden Mädchen, der einen klaren Schritt in die Richtung der heutigen Problematisierungsweise von *Essstörungen/ Anorexia nervosa* bedeutete. Die hegemoniale Deutung des freiwilligen Hungerns verschob sich demnach von der religiösen Selbstaufgabe zur Geisteskrankheit (vgl. Brumberg 1994: 76). Als ursächlich für jene nicht nachvollziehbaren Praktiken galten von nun an unangebrachte Lebensstile, wie etwa zu viel *verwirrende* Lektüre sowie eine allgemeine mentale Vulnerabilität des weiblichen Wesens. Die *Anorexia nervosa* wird Symptom und Schwester der *Hysterie* und hieß entsprechend auch erstmal *Anorexia hysterica*. Unterhalb der Kontinuität des zum Teil tödlichen Hungerns stecken also

verschiedene Subjektivierungsweisen, verschiedene Formen des Selbstverhältnisses sowie verschiedene Deutungen der Praktiken. Auch wenn die Symptombeschreibung bei Platon heutigen Bildern ähnelt, entwickelte sich die heute typische Problematisierungsweise der (Psycho-)Pathologisierung erst im Zuge einer umfassenden Transformation der Macht- und Wissensregime. Das Verständnis von *Essstörungen* als Ausdruck oder Kern psychischer Krankheiten und somit das entsprechend *essgestörte* Subjekt konnten somit erst mit der Etablierung einer wissenschaftlichen Lehre von diesen entstehen.

64

Feminisierte Diät und *Magersucht* als Frauenkrankheit

Als also das Problem der übertriebenen Diät wieder auftrat, hatte die europäische Aufklärung den Rahmen für die Problematisierung als psychopathologisches Phänomen durch ein naturwissenschaftlich ausgerichtetes Körperverständnis abgesteckt. Dabei hatte sich das Subjekt dieser Praktik im Kontext einer generellen Verknüpfung von Weiblichkeit mit psychopathologischer Vulnerabilität und einem auf weibliche Körper fokussierten Schlankheitsideal feminisiert (vgl. Showalter 1985; Schlichter 2000). Dies muss insbesondere im Kontext der wachsenden formalen Gleichberechtigung der Frauen

im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts gedeutet werden. Während sie sich größeren Raum im politischen und soziokulturellen Feld und mehr und mehr Möglichkeiten zur freien Lebensgestaltung erkämpften, wurden paradoxerweise die Normen ihren Körpern gegenüber umfassender und rigider. Feministische Autor_innen deuten das Erstarken von Schönheits- und Schlankheitsnormen als Werkzeuge sozialer Kontrolle von Frauen, welche die Effekte des formalen Machtgewinns auf subtile Weise eindämmen sollten (vgl. Wolf 1996; Bartky 1998: 35; Bordo 2003: 166). Dieser Argumentation folgend, wurden Frauen insbesondere deshalb dazu angehalten, körperlich möglichst wenig Raum einzunehmen und ihren (Selbst)Wert an unrealistische Körperentwürfe zu koppeln, um ihre Kapazitäten auf dieses Unterfangen zu bündeln. Während einerseits Emanzipations- und Aneignungsprozesse etwa im Bereich der Reproduktionstechnologien und –rechte stattfanden, kam dem Körper zunehmend die Aufgabe zu, diese Selbstständigkeit und Autonomie auch zu repräsentieren. Perfiderweise ging und geht es dabei aber nicht um die Repräsentation der Unabhängigkeit *von* sondern *durch* Schönheitsnormen: Autonomie und Selbstbewusstsein sollen durch vorgegebene Ideale von Schlankheit und heute auch definierter Muskulösität dargestellt werden. Das Bild der emanzipierten starken Frau wird verkörpert von und durch Schlankheit und Sportlichkeit, wie es die

Garconne, Twiggy, Jane Fonda und auch Madonna vormach(t)en (vgl. Bordo 2003). So brachte der Freiheits- auch untrennbar einen Eigenverantwortungsgewinn mit sich, welcher in Form wenig emanzipativer Selbstunterwerfungen seinen Ausdruck findet. Wenn mein Bauch mir gehört, so der Umkehrschluss, bin ich auch verantwortlich für Schwabbel oder Waschbrett. Beides liegt in meiner Hand (vgl. Villa 2008). Dass Attraktivität untrennbar an dünn-Sein gekoppelt ist; Gewichtsverlust genuin positiv, -zunahme negativ bewertet wird; dass insbesondere kalorienreiches Essen als *Sünde* und *Schuld* empfunden werden, für die mit Gegenmaßnahmen gebüßt werden muss; dass Nahrung generell auf Kaloriengehalt überprüft und entsprechend reglementiert werden muss, ist elementarer Bestandteil hegemonialer Körper- und Körperpraxisnormen für weibliche Subjekte auch fernab von Foren für *Essgestörte* (vgl. Bordo 2003: 186). Die Erweiterung der weiblichen Möglichkeiten auch und gerade in Hinblick auf ihren Körper ging einher mit der Etablierung des Diskurses um die Epidemie der *Essstörungen* unter jungen Frauen und Mädchen (vgl. Brumberg 1994). Dieser Diskurs ähnelt in vielen Punkten dem um die *Hysterie*, welcher ebenfalls zeitgleich zum Wandel hegemonialer Geschlechterarrangements erstarkte. Zentraler Topos ist der der psychisch fragilen weiblichen Identität, welche überfordert ist vom Wanken fester Rollenbilder und den Einflüssen der mo-

dernen Medienlandschaft. Dadurch wird ein Bild des passiven und psychisch schwachen weiblichen Subjekts (re)konstruiert, welches nicht die Fähigkeit besitzt, mit medial vermittelten normierenden Bildern umzugehen. „*Censorship is never for the protection of the white, middle-class men*” pointiert Abigail Bray (2005: 122) die paternalistische Struktur dieser Ätiologie. Dem entgegen wird bei Bray und Liz Eckerman (1997) argumentiert, dass *Anorektiker_innen* dem hegemonialen Schönheitsideal nicht entsprechen, sondern dieses unterlaufen, indem sie ihre eigenen Schönheitsnormen zelebrieren und die zerstörerische Seite der Körperführungsethik durch deren Überspitzung bis zum körperlichen Zerfall vorführen. Ferner werde mit dieser Problematisierung der *magersüchtigen* Frau als mental schwaches Opfer gesellschaftlichen Schönheitsdrucks der Aspekt der enormen individuellen Willensstärke, den diese Körperpraxis erfordert, ignoriert. In diesem Sinne agiert die Figur der *Anorektikerin* auf männlich besetzte Weise mit ihrem Körper, indem sie diesen unter Prämissen der Planbarkeit, der Impuls- und Bedürfniskontrolle und strikter Selbstdisziplin verobjektiviert und instrumentalisiert. In dieser Interpretation ist die *Anorektikerin* kein Opfer der Körperpolitik, sondern eine aktive, widerständige Akteurin. Keine dieser beiden Interpretationen ist für sich zufriedenstellend, stellt doch jede Ernährungs- und weiter gefasst körperliche

Lebensweise eine Selbsttechnologie dar und ist gleichzeitig Teil (biopolitischer) Herrschaftstechnologien. Deshalb kann eine polar gestellte Frage zwischen Ermächtigung oder Unterwerfung kaum beantwortet werden. Vielversprechender erscheint die Frage danach, was die Problematisierungsdiskurse ausdrücken; was also hinter dem konkreten Inhalt der Narrative steckt. So verweisen sie beispielsweise auf die genuine Abhängigkeit und Ausrichtung aller noch so individueller Selbsterschaffung und Selbstformung von hegemonialen Idealen und Normen. Dass diese Janusköpfigkeit und die aus ihr erwachsende Prekarität der Subjekte auch die Ordnung der Geschlechter tangiert, darauf verweist meiner Meinung nach die zunehmende Thematisierung *essgestörter* Männer, welche ich im Folgenden darstellen möchte. Die folgenden Darlegungen stützen sich auf einer Analyse populärer Medienerzeugnisse über problematisierte Körperpraktiken in Männer- und Fitnesszeitschriften, Apothekenrundschaue und Fernsehreportagen.

Herodikos im Gender Trouble Männliche *Magersucht*

War das Feld der *Essstörungen* lange Zeit ein rein feminines, gibt es in den letzten Jahren zunehmend Berichte über Männer mit *Essstörungen*. Die „Wohlstandsgesellschaft mit ihrem pervertierten Körperkult“ bzw.

„ein übertriebenes Schlankeitsideal einer Überflussgesellschaft“ (Clasen 2012: 100) wird auch bei männlichen *Anorektikern* zur Ursache erklärt. Dazu kommt aber im Diskurs zur männlichen *Magersucht* noch eine spezifische Art, dem Bruch mit Geschlechterstereotypen zu begegnen, den dieses Phänomen bedeutet. So konstatieren die Autor_innen eines populären Ratgebers zum *Adonis-Komplex* beispielsweise folgendes:

Während Frauen Fortschritte machten, verloren Männer ihre traditionelle Identität als Ernährer, Kämpfer und Beschützer. Frauen sind für diese Dinge nicht länger von Männern abhängig. Die Bedeutung dieser Funktionen verminderte sich, die relative Bedeutung des männlichen Körpers wuchs.“ (Pope/Philips/Olivardia 2001)

Illustriert durch eine Timeline, welche „Feministische Meilensteine“ mit „Änderungen im männlichen Körperbild“ parallelisiert, bedienen sie die Argumentation, nach der die Emanzipation der Frauen letztendlich Männer in die *Essstörungen* treibt. Ebenso wird in solchen Diskursen die zunehmende berufliche Tätigkeit und Selbstständigkeit von Frauen für eine wachsende Zahl *essgestörter* Kinder verantwortlich gemacht, da Mütter ihrer Aufgabe der gesunden Ernährung der Kinder nicht mehr nachkämen (vgl. Villa/Zimmermann 2008: 172). Kombiniert man alle diese

Argumentationen führt also weibliche Emanzipation zu *Essstörungen* bei Männern, Kindern und Frauen selbst. Damit hat das einst feministische Konzept von gesellschaftlichen Strukturen als Ursache für *Essstörungen* eine Transformation zum *common sense* durchlaufen und wird heute auch für maskulinistische Analysen genutzt (vgl. Bray 2005).

Eine weitere Strategie ist das Erschaffen einer eigenen Diagnose, welche von der weiblich konnotierten differenziert wird. Als nach dem 1. Weltkrieg zehntausende Männer mit hysterischen Symptomen nach Hause kamen, reagierte die psychiatrische Disziplin auf diese Herausforderung der Geschlechterbilder, indem trotz gleicher Symptomlage eine andere Diagnose für männliche Patienten konstruiert wurde: *shellshock* oder auch *Kriegszitterei* (vgl. Showalter 1985: 167ff.). Ähnliches lässt sich auch im Diskurs zu männlicher *Magersucht* beobachten, welche oft als *Sportsucht* bezeichnet wird mit Unterkategorien wie etwa die *Muskeldysmorphie*, *Muskelsucht*, *Bigorexie* oder *Adoniskomplex* (vgl. Kraft 2016 in der *Apotheken-Rundschau*; *Diedrich 2013 in Men's Health*). Bezieht man mit ein, dass die Diagnosekriterien beider Phänomene, *Mager- und Sportsucht*, eine rigide bis minimalistische Ernährung beinhalten und auch *Magersüchtige* diese oft mit ausschöpfenden Sporteinheiten kombinieren, wird deutlich, dass es sich eher um graduelle Abstufungen als um verschiedene Phänomene handelt. Dennoch lässt sich

durch die Analyse medialer Produkte zum Themenkomplex eine deutliche Vergeschlechtlichung der Phänomene in Form einer geschlechtlichen Trennung zwischen *Mager- und Sportsucht* beobachten. In der Darstellung der Mädchen und Frauen liegt der Fokus auf Passivität. Sie sind Opfer einer Krankheit. Als primäre Körperpraxis wird das Hungern – eine passive Tätigkeit – thematisiert. In der Darstellung der *anorektischen* und *sportsüchtigen* Männer gelten die Betroffenen als aktive Gestalter eines rigide getakteten Tagesablaufs und ihr asketischer Körper wird weit mehr in den Vordergrund gerückt. Ganz im Sinne von Gayle Rubins „*samenesstaboo*“ (1997: 39) haben diese Männer zwar eine *Frauenkrankheit*, diese ist aber geschlechtlich spezifisch und damit letztlich etwas Anderes. Es macht also den Anschein, dass die kategoriale Aufteilung der Süchte nach Körperkontrolle nicht zuletzt auch dazu dient, den Angriff auf die Ordnung der Geschlechterrollen abzuwehren. So wird ignoriert, dass Frauen ihren eigenen Körper mit maskulinisierter Härte regieren und Männer im Versuch gesellschaftlichen Schönheitsnormen zu entsprechen, in eine Abhängigkeit geraten.

Problematisierte Körperpraxen als Prekarisierung des autonomen Selbst

Ach, Mist, ich würde so gern wieder Sport machen statt Fettverbrennung, ich würde gern wieder essen, statt mich zu ernähren. (von Kürthy 2006)

Den eigenen Körper im kritischen Blick zu behalten und im Vergleich zu einem idealisierten Norm(al)körper zu bewerten, ist ein Grundelement der *Körperführungsethik* in heutigen westlichen Gesellschaften. Wie Villa ausführt, ist „die Pointe allerdings, dass der ideale Norm(al)körper niemals wirklich ‚gehabt‘ werden kann [...]. Umso wichtiger ist deshalb, dass der willentliche Prozess der Normalisierung sichtbar verkörpert wird“ (Villa 2008: 265). Der *dicke* Körper symbolisiert eben diesen Willen nicht, sondern steht im Gegenteil für die Verweigerung der Eigenkörperführung. Als kontinuierliche Linie kann die moralische Stigmatisierung der mit dem Körperfett assoziierten mangelnden Kontrolle über die leiblichen Gelüste betrachtet werden. Ein Zuviel dieser Kontrolle stellte allerdings nur in der Antike tatsächlich eine ebenso verwerfliche Handlung dar. In der christlichen Moral des Mittelalters hingegen gab es keine Option des Zuviel an Askese. In heutigen Diskursen dominiert an dieser Stelle die Problematisierung als Psychopathologie, welche zwar ebenfalls eine Stigmatisierung bedeutet, allerdings

nicht in Form moralischer Begriffe von Schuld und Sünde.

Allen heutigen Phänomenen ist gemeinsam, dass sie in der öffentlichen Verhandlung gern mit dem Begriff der Epidemie versehen werden. Die Problematisierung erfolgt nicht (nur) auf der Ebene der subjektiven Lebensqualität, sondern auch auf der des Bevölkerungskörpers. Die hier beschriebenen körperbezogenen Praktiken sind die Momente, in denen Individuen die allgemeinen Anrufungen auf eine Weise umsetzen, welche die Regierungsziele hinter diesen Anrufungen unterlaufen. Sie vermindern die Verwertbarkeit ihrer Körper, machen ihn gar so krank, dass er medizinischer Behandlung bedarf und stellen ihre persönliche Autonomie erkennbar in Frage. *Essgestörte* Subjekte sind nach der heutigen Definition krankhaft abhängig von äußerlichen Idealen und Normen und verlieren über den Wunsch, diesen äußerlichen Anforderungen zu entsprechen, die Freiheit und Flexibilität ihrer Lebensführung. Dadurch stellen sie auch einen Moment dar, an dem es zum Teil als legitim gilt, ihnen diese quasi falsch genutzte Autonomie und Handlungsfreiheit über den eigenen Körper zu entziehen, im härtesten Falle durch Einweisung in die Psychiatrie.

So ist die *Körperführungsethik* in sich widersprüchlich, freiheitlich individualistisch und normierend zugleich. Die Macht wirkt auf den Körper nicht (vorrangig) disziplinierend, sondern durch aufmunternde

Anrufungen an die vermeintlich freien Subjekte: „als stimulierende Kontrolle präsentiert: ‚Entkleide dich... aber sei schlank, schön, gebräunt!‘“ (Foucault 1976: 107). Die Freiheit zur ästhetischen Selbstgestaltung ist dabei kein Privileg einiger weniger mehr – wie in der Antike – sondern Teil einer zur Selbstsorge verpflichtenden Kultur. Auch in der antiken Ethik stellte eine falsche Selbstführung der freien Männer eine Gefährdung sowohl für die Familie und den Staat dar, weil die Regierungsfähigkeit des betreffenden Mannes über sich selbst auch als Ausdruck seiner Regierungskünste in diesen Feldern galt. Diese Gefährdung wird heute anders konzipiert: Die Bedrohung für die Bevölkerung beginnt, sobald die statistische Erhebung eine Abweichung von der Kurve der Normalität anzeigt und die Wissenschaft prognostiziert, dass dies einen Schaden herbeiführt. Unter den Stichworten „Risiko“ und „Prävention“ werden Individuen angeleitet, sich unter einer säkularen Form der pastoralen Selbstoffenbarung, Berechnungen (BMI, Körperfettanteil, Taillenumfang), Tests (Fitness-Tests, Wie-gefährdet sind sie?-Tests) und Selbstvermessungen zu unterziehen und sich möglichst permanent

” Die Freiheit zur ästhetischen Selbstgestaltung ist [...] Teil einer zur Selbstsorge verpflichtenden Kultur.

selbst auf Risikofaktoren zu überwachen. Problematisch scheinen körperliche Selbsttechnologien dann zu werden, wenn laut hegemonialer Wahrnehmung das Handeln des Individuums nicht mehr frei und selbstbestimmt ist, sondern zwanghaft geschieht. Wie die Bezeichnung dieser als Sucht – *Magersucht*, *Fett-* oder *Esssucht*, *Sportsucht* – anzeigt, werden all diese Verhaltensweisen als Resultat einer Abhängigkeit verstanden. Hier gibt es allerdings einen markanten Unterschied in der diskursiven Verhandlung der *Ess-* oder *Fettsucht* und den Süchten nach Körperkontrolle. Bei ersterer ist die moralische Stigmatisierung der Betroffenen vorherrschend, ähnlich der Stigmatisierung anderer Süchte, wie Alkohol- oder Spielsucht. Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass alle Menschen sich gern kulinarischen Genüssen hingeben und der Körperumfang entsprechend anzeigt, wer dieses Bedürfnis kontrollieren kann und wer nicht. Die unterstellte mangelnde Kontrolle darüber wird zum größten Teil als die Schuld der Betroffenen selbst konstruiert. Die Problematisierung der Körperkontrollsuchte hingegen stellt einen gewissen Bruch mit der klassischen Stigmatisierung Süchtiger dar. Denn wo-

nach die Betroffenen süchtig werden, ist kein Genussmittel, sondern die Erfüllung allgemeiner Anforderungen. Diese pathologisierende Problematisierungsweise als Sucht nimmt dem Subjekt die Verantwortung für das eigene Handeln und führt es der Verantwortung entsprechender Expert_innen zu. Interessanterweise lassen sich hier aber wiederum große Unterschiede in der Rezeption der körperbezogenen Süchte männlicher und weiblicher Subjekte feststellen, wie am Beispiel der *männlichen Anorexie* bzw. *Sportsucht* aufgezeigt werden kann. Diese Einhaltung des rubin'schen „*samenesstaboo*“ deutet darauf hin, dass die *Körperführungsethik* mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen wie etwa dem Geschlechterverhältnis verknüpft ist. Das zeigt sich auch an klassistischen und rassifizierten Assoziationen zum „Fehlverhalten“ (vgl. Schorp 2008; Bordo 2003: 63; Rose 2012). In der Antike wurde die soziale hierarchische Ordnung durch die Frage des Ein- bzw. Ausschlusses in bzw. aus dem ethischen System hergestellt. Es war also Statusgeste und -produktion, den eigenen Körper ethisch-ästhetisch zu regieren, während die Differenzen heute innerhalb dieser Ethik (re)produziert werden. Die Statusgrenzen verlaufen also nicht mehr an der Linie, wen eine Ethik der Selbstführung überhaupt als adressierbares ethisches Subjekt sieht, sondern, wie sich die Subjekte innerhalb dieser Ethik verhalten, wie sie ihre Körper regieren. Da im biopolitischen Regime der individu-

elle Körper immer auch gesellschaftspolitische Relevanz hat, bietet er auch Potential zur Herausforderung gesellschaftlicher Strukturen und zur Umwendung von Anrufungen. Eine Variante davon ist, dass Individuen die Optimierung ihres Körpers vom Zweck der Arbeitskraftproduktion und Kostenprävention entkoppeln und auf Kosten ihrer Arbeitskraft und Krankenversicherung als Selbstzweck betreiben. Damit zeigt sich, dass Anrufungen und Imperative, die als Herrschaftstechnologien auf die Subjekte wirken, von diesen nicht eins zu eins umgesetzt werden, sondern in den praktizierten Selbsttechnologien stets Brüche und Transformationen von und mit gesellschaftlichen Anforderungen stattfinden. Diese müssen dabei nicht zwingend als politisch intendierte Subversion und Widerstandsakte gedacht werden, um dennoch Ambivalenzen und Paradoxien hegemonialer Subjektnormen deutlich zu machen. Eine Genealogie der *Essstörungen* verdeutlicht die Konstruktion dieser Phänomene in machtdurchzogenen Kontexten und verweist auf die grundsätzliche Kontingenz des heute Gegebenen. Macht man sich bewusst, dass Problematisierungen weder reine Erfindung, noch pure Realitätsabbildung sind, sondern strategische Interventionen (vgl. Klöppel 2010: 262), verweist das auf den permanenten Kampf, welcher um die Körper und Körperpraxen stattfindet. Die zumindest rhetorische Kriminalisierung der devianten Körperlichkeiten in „*Supersize vs. Superskinny*“

ist demnach als eine beispielhafte Intervention in diesem Kampf zu verstehen. So verweist auch die zunehmende Anzahl problematisierter Ernährungspraxen – *Magersucht, Bulimie, Sportsucht, Binge Eating, Orthorexie* – auf die Grenzen und Krisen des Ideals vom männlich konnotierten „autonomen Selbst“ und des neoliberalen Körperführungsregimes.

ZUR AUTORIN

Corinna Schmechel, 30, ist Stipendiatin im Promotionsprogramm „Kulturen der Partizipation“ der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg und promoviert in den Sozialwissenschaften. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in Körperpolitiken, körperbezogenen Praxen, Normierungsprozessen, Gender Studies.

LITERATUR

Bartky, Sandra Lee (1998): Foucault, Femininity, and the Modernization of Patriarchal Power. In: Weitz, Rose (Hrsg.): *The Politics of Women's Bodies. Sexuality, Appearance and Behavior*. New York: Oxford University Press, S. 25-46.

Bordo, Susan (2003): *Unbearable Weight. Western Culture, Feminism and the Body*. Los Angeles: University of California Press.

Bray, Abigail (2005): *The Anorexic Body: Reading Disorders*. In: Atkinson, Tiffany (Hrsg.): *Readers in Cultural Criticism: The Body*. New York: Palgrave, S. 413-429.

Brumberg, Joan Jacobs (1994): *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt am Main: Campus.

Clasen, Jens (2012): Dieser Mann is(s)t zu wenig. Männliche Magersucht. In: *Men'sHealth* März 2012. Online verfügbar unter <http://www.menshealth.de/artikel/magersucht-als-profi-sportlerkrankheit.211417.html> (09.03.2017).

Diedrich, Christian (2013): Männlichkeit: Je muskulöser, desto männlicher. In: *Men's Health* März. 2013. Online verfügbar unter <http://www.menshealth.de/health/stress-gehirn-psyche/je-muskuloeser-desto-maennlicher.243275.htm> (09.03.2017).

Eckerman, Liz (1997): Foucault, Embodiment and Gendered Subjectivities: The Case of voluntary Self-Starvation. In: Petersen, Alan/Bunton, Robin: *Foucault, Health and Medicine*. London: Routledge, S. 151-169.

Finn, S. Margot (2009): Alimentary Ethics in the History of Sexuality and NBC's *The Biggest Loser*. In: Binkley, Sam/Capetillo, Jorge (Hrsg.): *A Foucault for the 21st Century: Governementality, Biopolitics and Discipline in the New Millenium*. Newcastle upon Tyne: Campridge Scholars Publishing, S. 350-364.

Fleig, Anne (2008): Nabelschau – Fitness als Selbstmanagement in John von Düffels Romansatire *EGO*. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: Transcript, S. 85-99.

Foucault, Michel (1976): *Macht und Körper*. In: *Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin*. Berlin: Merve. S. 105-114.

Foucault, Michel (2012): Sexualität und Wahrheit 2. Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Klöppel, Ulrike (2010): Foucaults Konzept der Problematisierungsweise und die Analyse diskursiver Transformationen. In: Landwehr, Achim (Hrsg.): Diskursiver Wandel. Heidelberg: Springer, S. 255-263.

Kraft, Ulrich (2016): Der Adonis-Komplex: Süchtig nach Muskeln. In: Apotheken-Rundschau, Februar 2016. Online verfügbar unter <http://www.apotheken-umschau.de/Psyche/Der-Adonis-Komplex-Suechtig-nach-Muskeln-334765.html> (09.03.2017).

Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Hamburg: Argument.

Link, Jürgen (1996): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Merta, Sabine (2003): Wege und Irrwege zum modernen Schlankeitskult. Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilen 1880-1930, Stuttgart: Franz Steiner.

Probyn, Elspeth (2005): „Beyond Food/Sex: Eating and an Ethics of Existence“. In: Atkinson, Tiffany (Hrsg.): Readers in Cultural Criticism: The Body. New York: Sage.

Rose, Lotte (2012): Fünfmal Gemüse und Obst am Tag. Gesundheitsprogramme und doing diversity – untersucht am Beispiel der Ernährungserziehung. In Bütow, Birgit/Munsch, Chantal (Hrsg.): Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 212-229.

Saar, Martin (2009): Genealogische Kritik. In: Jaeggi, Rahel/Wesche, Tilo (Hrsg.): Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sarasin, Philipp (2001): Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schlichter, Anette (2000): Die Figur der verrückten Frau. Weiblicher Wahnsinn als Kategorie der feministischen Repräsentationskritik. Tübingen: Kimerle.

Schorb, Friedrich/Schmidt-Semisch, Henning (2008): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Showalter, Elaine (1985): The Female Malady. Women, Madness and English Culture 1830-1980. London: Virago Press.

Supersize vs. Superskinny: Sendung online verfügbar unter <http://www.channel4.com/programmes/supersize-vs-superskinny> (29.11.2016).

Villa, Paula-Irene (2008): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst, Bielefeld: Transcript, S. 245-273.

Villa, Paula-Irene/Zimmermann, Katherina (2008): „Fette Frauen – Dicke Monster? Empirische Explorationen zu einem Diskurs von Gewicht“. In: Schorb, Friedrich/Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171-191.

von Braun, Christina (1992): Das Kloster im Kopf. Weibliches Fasten von mittelalterlicher Askese zu moderner Anorexie. In: Flaake, Karin/King, Vera (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Frankfurt am Main: Campus, S. 213-229.

Watters, Ethan 2010: Crazy like Us. The Globalization of the American Psyche. New York: Free Press.

Wolf, Naomi (1996): Der Mythos Schönheit. Reinbek: Rowohlt.

von Kürthy, Ildikó (2006): Hauptsache dünn? In Brigitte 16/2006. Online verfügbar unter <http://www.britigte.de/gesund/abnehmen/hauptsache-duenn--10088124.html> (09.03.2017).



AUS DER
REDAKTION

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine eMail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für das Lektorat, den Satz, die Autorenbetreuung sowie für die Durchführung von Interviews für unseren YouTube-Channel.

Wenn ihr nicht zum ständigen Redaktionsteam gehören wollt, gibt es die Möglichkeit, uns im Rahmen des Kuratoriums (bzw. Freundeskreises) mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

... als Autor_in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschaftlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil „Perspektiven“ gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger_in

Registriert und meldet euch einfach an unserer Website in der Menüleiste rechts unter „Bloggen & RSS“ und schon könnt ihr eure soziologischen Beiträge veröffentlichen. Schreibt zur Freischaltung bitte auch eine eMail an:

benjamin.koehler@soziologiemagazin.de

Meldet euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!

www.facebook.com/soziologiemagazin
<https://twitter.com/sozmag>
www.youtube.com/user/Soziologiemagazin



Fachliteratur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von *Andreas Schulz*



Zur Soziologie des Essens.

Tabu. Verbot. Meidung

von *Monika Setzwein*
Leske und Budrich 1997

ISBN 978-3-8100-1797-0

42,99 €

Die Autorin beschäftigt sich in diesem Buch mit Fragen der Nahrungsauswahl anhand gesellschaftlicher Normen. Dabei bettet sie Verzehrbeschränkungen gesellschaftlich ein und thematisiert unter anderem Aspekte der Sanktionen im Kontext der „falschen“ Nahrungsaufnahme und der Nahrungsvermeidungen aus einer funktionalistischen sowie einer psychogenetischen Perspektive.



Warum wir mögen, was wir essen.

Eine Studie zur Sozialisierung der Ernährung

von *Simon Reitmeier*
Transcript 2013

ISBN 978-3-8376-2335-2

36,80 €

Der Autor beschäftigt sich in diesem Werk mit Fragen, wie sich Geschmack im Lebenslauf bildet und verändert sowie welche Rolle Lebensabschnitte in der Ernährungssozialisierung spielen. Ist der gute und nachhaltige Genuss eine moralische Wende in der Ernährungskultur oder nur Distinktionsmittel einer privilegierten Elite?



Soziologie des Essens.

Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung

von *Eva Barlösius*
Juventa 2016

ISBN 978-3-7799-2618-4

24,95 €

Dieser Grundlagentext führt umfassend und systematisch in das Thema der Soziologie des Essens ein. Dabei werden Erklärungen angeboten, welche auf allgemeinere soziologische Theorien zurückgreifen, um das Sujet in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einzubetten.



Was der Mensch essen darf.

Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte

von Gunther Hirschfelder et al. (Hrsg.) | Springer VS 2015
ISBN 978-3-658-01465-0

49,99 €

Der Sammelband befasst sich mit Aspekten von Moral, Ethik und Nachhaltigkeit in der Ernährung des 21. Jahrhunderts. Im Fokus steht

das Huhn, das als globalster Lieferant fettarmen Fleisches für den weltweiten Wandel von Nahrungsproduktion und Esskultur beispielhaft ist. Neben Natur-, Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen kommen Journalist_innen und NGO-Vertreter_innen zu Wort. So eröffnet dieser Band neue Forschungsperspektiven einer Ernährungsethik und stellt Handlungsorientierungen für die beteiligten Akteure zur Diskussion.



Identitätsbildung über Essen.

Ein Essay über „normale“ und alternative Esser

von Christoph Klotter
Springer VS 2016

ISBN 978-3-658-13308-5

9,99 €

Der Autor widmet sich der Frage, auf welche Weise Ernährungsgewohnheiten kulturelle und soziale Identität prägen und warum das Thema Essen eine derartige Relevanz für das personelle Selbstverständnis hat. Es wird die Geschichte der Esskultur von Platon bis hin zu den Ernährungsformen der modernen Avantgarde erläutert und auf die Bedeutung von Essgewohnheiten innerhalb der Familie, verbreitete Essstörungen, Bewegungen wie Vegetarismus und Veganismus sowie kulturelle und ethische Fragen des Fleischkonsums eingegangen.



Essen – Bildung – Konsum.

Pädagogisch-anthropologische Perspektiven

von Birgit Althaus und Johannes Bilstein (Hrsg.)
Springer VS 2015

ISBN 978-3-658-01542-8

34,99 €

Der Sammelband präsentiert Diskussionsbeiträge, die aus erziehungswissenschaftlicher, historischer, kultur- und anthropologischer sowie aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive Essen in Bildungssituationen thematisieren. Der Fokus auf die mit der Ernährung verbundenen körperlichen Praxen und personalen Interaktionen gesetzt. Ein Schwerpunkt ist hierbei die kulturanthropologische und kulturvergleichende Realisierung und Inszenierung von Speisung und Gabe.

Tagungen und Termine

- 78
- 1 „LEGITIMIERUNG UND KONSTRUKTION VON WELTANSICHTEN IN DER GEGENWARTSGESELLSCHAFT“ 04.–05. MAI 2017
Frühjahrstagung der Sektion Wissenssoziologie an der Universität Bayreuth
http://www.soziologie.de/de/kalender/einzelansicht.html?tx_calpublicevents%5Bi%5D=1641
- 2 „GEMEINWOHL UND EIGENINTERESSE“ 21.–23. JUNI 2017
Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie an der Universität Zürich
<http://www.sgs-kongress2017.uzh.ch/de.html>
- 3 „HERUMSCHNÜFFELN – AUFSPÜREN – EINFÜHLEN. ETHNOGRAPHIE ALS ‘HEMDSÄRMELIGE’ UND REFLEXIVE PRAXIS“ 23.–24. JUNI 2017
6. Fuldaer Feldarbeitstage
https://www.hs-fulda.de/fileadmin/user_upload/FB_SK/Fuldaer_Feldarbeitstage/Call_for_Papers_2017.pdf
- 4 „DEVELOPMENT, SUSTAINABILITY, AND GLOBALIZATION“ 01.–08. JULI 2017
13. Prager Summer School der SCHOLA EMPIRICA in Prag
<http://praguesummerschools.org/development/>
- 5 „(UN)MAKING EUROPE: CAPITALISM, SOLIDARITIES, SUBJECTIVITIES“ 29. AUG–1. SEP 2017
13. Konferenz der European Sociological Association (ESA) in Athen
<http://www.europeansociology.org/>



6 „QUALITY OF LIFE: TOWARDS A BETTER SOCIETY“ 28.–30. SEP 2017

15. Konferenz der International Society for Quality-of-Life Studies (ISQOLS) in Innsbruck
<http://www.isqols2017.org/>

7 „ZUKUNFT REGIONALE VERSORGUNG – FORSCHUNG, INNOVATION, KOOPERATION“ 04.–06. OKT 2017

16. Deutscher Kongress für Versorgungsforschung in Berlin
http://dkvf2016.de/wp-content/uploads/sites/18/2016/10/2017_DKVF_Flyer_2016-09-29.pdf

8 „KULTUREN DER BEWERTUNG“ 09.–10. NOV 2017

Tagung in Kooperation zwischen dem Arbeitskreis „Soziologie des (Be)Wertens“ der DGS-Sektion Wissenssoziologie und der DGS-Sektion Kulturosoziologie in Köln
http://www.soziologie.de/fileadmin/user_upload/Sektionen/Kulturosoziologie/16-12_CfP_Kulturen_der_Bewertung.pdf

Redaktionsteam

Andreas Schulz (M.A.), studiert Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien. Aufgaben: Lektoratskoordination, Lektorat und Autor_innenbetreuung.

Claas Pollmanns (M.A.), promoviert in Chemnitz. Aufgaben: Vereinsvorstand, Lektorat, Social Media und Autor_innenbetreuung.

Clément Dréano (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Frankfurt/Main. Aufgabe: Autor_innenbetreuung.

80

Eva-Maria Bub (M.A.), promoviert an der Universität Frankfurt/Main und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Darmstadt. Aufgaben: Betreuung wissenschaftlicher Beirat, Social Media, Lektorat, Blogkoordination und Autor_innenbetreuung.

Frederic Markus Gerdon, studiert Soziologie und Politikwissenschaft an der Universität Mainz. Aufgabe: Social Media.

Heiko Heil (M.A.), arbeitet im Kulturmarketing und als freiberuflicher Fotodesigner. Aufgaben: Editorial Design und Bildredaktion.

Laura Porak (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Wien und Volkswirtschaftslehre an der Wirtschaftsuniversität Wien. Aufgaben: Heftkoordination, Lektorat und Autor_innenbetreuung.

Maik Krüger (M.A.), ist für wissenschaftliche Mitarbeit an der LMU München angestellt und promoviert dort. Aufgaben: Vereinsvorstand und Heftkoordination.

Markus Rudolphi (B.A.), studiert Soziologie, Philosophie und Geographie an der Universität Frankfurt/Main. Aufgaben: Vereinsvorstand und Interview.

Nadja Boufeljah (M.A.), arbeitet als Coach in der Wiesbadener Jugendwerkstatt. Aufgaben: Anzeigen.

Sarah Kaschuba (B.A.), studiert Militärsoziologie und Militärgeschichte an der Universität Potsdam und der University of Mississippi. Aufgaben: Heftkoordination, Lektorat und Social Media.

Saskia Reise (B.A.), studiert Angewandte Medienwissenschaft und Medienwirtschaft an der Technischen Universität Ilmenau. Aufgaben: Öffentlichkeitsarbeit.

Tatiana Huppertz (M.A.), arbeitet als Semantic Expert bei der cognesys GmbH in Aachen. Aufgaben: Lektorat und Autor_innenbetreuung.

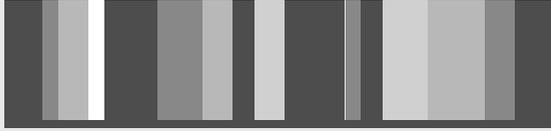
Wibke Henriette Liebhart (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Freiburg/Breisgau. Aufgaben: Lektorat und Autor_innenbetreuung.

DANKSAGUNG

81

Das Soziologiemagazin wird – samt dem dazugehörigen Verein – ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent_innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen und Professor_innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor_innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden! Des Weiteren durften wir uns auch diesmal mit zahlreichen und diversen Beiträgen auseinandersetzen; vielen Dank an die dazugehörigen Autor_innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich. Außerdem bedanken wir uns beim Verlag Barbara Budrich für die produktive und zuverlässige Zusammenarbeit. So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser_innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

Notizen:



Eva Barlösius

Soziologie des Essens



Grundlagentexte Soziologie,
3., durchgesehene Auflage 2016
334 Seiten, broschiert, € 24,95
ISBN 978-3-7799-3601-5
Auch als **E-Book** erhältlich

Menschen müssen sich ernähren, aber das Was, Wie und Wann des Essens ist damit kaum vorherbestimmt. Menschen legen in ganz verschiedener Weise fest, was essbar ist und was nicht, wie Speisen zuzubereiten sind, wie man sich am Tisch zu verhalten hat, welche Nahrung wem zusteht und vieles mehr - ein soziales und kulturelles Regelwerk der Gesellschaft bei Tisch. Die Soziologie des Essens führt umfassend und systematisch in das Thema ein, bietet Erklärungen und greift auf allgemeinere soziologische Theorien zurück, um das Sujet in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einzubetten.



»Wer mehr über den neuen Antisemitismus wissen möchte, lese dieses Buch.«

Michael Wolffsohn, *FAZ*

Gebunden, 488 S., € 38,-
ISBN 978-3-86854-303-2
Auch als E-Book erhältlich



»I don't trust banks. I believe when the robot uprising comes, the ATMs will lead the charge.«
Sheldon Cooper in *The Big Bang Theory*

Gebunden, 392 S., € 35,-
ISBN 978-3-86854-306-3
Auch als E-Book erhältlich



»Bauman galt als einer der prominentesten und zugleich produktivsten europäischen Soziologen der vergangenen Jahrzehnte.« *ZEIT Online*

Klappenbroschur, 208 S., € 15,-
ISBN 978-3-86854-211-0
Auch als E-Book erhältlich

Mehr Informationen und Leseproben:
www.hamburger-edition.de

Professionelle Software für Qualitative, Quantitative & Mixed Methods Forschung

Protokolle Windows & Mac OS X Umfragen Fokusgruppen

Interview

Textanalyse

Visualisierung

Mixed Methods

Feldforschung

Forschung

QDA Bilder

Multimedia Dokumente Inhaltsanalyse

Universität Wissensmanagement

Literatur

Grounded Theory

Twitter

PDFs Audio

Video Tabellen

Datenanalyse



Ohne Software

Mit MAXQDA

Erfolgreich studieren mit MAXQDA

NEU Jetzt auch mit Statistik

Das neue MAXQDA Analytics Pro ergänzt MAXQDA um ein Modul für statistische Auswertungen.

89€
MAXQDA
Standard
Laufzeit: 2 Jahre

45€
MAXQDA
Standard
Laufzeit: 6 Monate

99€
MAXQDA
Analytics Pro
Laufzeit: 1 Jahr

14 Tage
kostenlos testen!
www.maxqda.de

Gesellschaft aktuell



Dieter Grunow

Die Gesellschaft der Zukunft – Beobachtungen aus der Gegenwart

2017. 262 S. Kart.

24,90 € (D), 25,60 € (A)

ISBN 978-3-8474-0691-4

eISBN 978-3-8474-0839-0



Uwe Prell

Die Stadt: zwölf Sprachen – fünf Bedeutungen

Ein Beitrag zur Theorie der Stadt

2017. 129 S. Kart.

16,00 € (D), 16,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2081-1

eISBN 978-3-8474-1063-8



www.shop.budrich-academic.de

Impressum

HERAUSGEBER

Soziologiemagazin e.V.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDPR)

Maik Krüger (Vorsitzender)
Claas Pohlmanns (stellv. Vorsitzender)
Markus Rudolphi
vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION

Andreas Schulz, Claas Pollmanns, Clément Dréano, Eva-Maria Bub, Frederic Markus Gerdon, Heiko Heil, Laura Porak, Maik Krüger, Markus Rudolphi, Nadja Boufeljah, Sarah Kaschuba, Saskia Reise, Tatiana Huppertz, Wibke Henriette Liebhart

FRAGEN BITTE AN

redaktion@soziologiemagazin.de

EDITORIAL DESIGN

Heiko Heil
layout@soziologiemagazin.de

ILLUSTRATIONEN

Maren Schulz und Heiko Heil

ANZEIGEN

Ansprechpartnerin: Nadja Boufeljah
anzeigen@soziologiemagazin.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 01.05.2015

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. Birgit Blätzel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof. Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff, Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Prof. Dr. Thomas Kron, Dr. Diana Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dr. Yvonne Niekenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cornelia Schadler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin Siri, Dr. Irene Somm, Prof. Dr. Manfred Stock, Dr. Sylvia Terpe, Prof. Dr. Paula-Irene Villa, Prof. Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner, Dr. Jochen Wittenberg

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN

Jährlich zwei Hefte. Open Access
PREIS: Einzelheft Print EUR 11,90 (inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten); E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot finden Sie auf:
www.budrich-journals.de und auf
www.sozialogiemagazin.de

BESTELLUNGEN PRINT

bitte an den Buchhandel oder den Verlag
Barbara Budrich
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171.344.594
Fax: +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de

www.budrich-journals.de
www.budrich-verlag.de
www.budrich-academic.de

Heft 15, Jg. 10, 2017

© 2017 Verlag Barbara Budrich
Opladen | Berlin | Toronto
ISSN 2198-980X



Entfremdung

Und wovon eigentlich?!

Die Entfremdung braucht einen Ausgangspunkt, von dem sich abgegrenzt und nach dem sich ge-
sehnt werden kann; schließlich kann man sich
doch nur von etwas oder jemandem entfremdet,
befremdet, verfremdet fühlen. Und ist Entfremdung
Prozess oder doch eher Zustand, umkehrbar oder
irreversibel?

Die Sozialwissenschaften finden seit jeher großen
Gefallen daran, Entfremdung zu konstatieren, zu
analysieren, zu diagnostizieren oder zu prognostizieren:
Soziologische Zeitdiagnosen von Bauman
bis Rosa bemühen den Begriff, arbeiten sich ab
an seiner Rekonstruktion und knüpfen damit an
Klassiker wie Marx, Simmel und Durkheim an.
Damals wie heute werden Gegenbegriffe in An-
schlag gebracht: Aneignung, Resonanz, Bezogen-
heit, Authentizität, Verbindung. Aber reichen diese
Konzepte zur theoretischen Beschreibung aus und
was sind Formen der praktischen Entgegnung?

Wir fragen Euch daher: Wie (ent)äußert sich die
Entfremdung als Gefühl des Außer-sich-geratens,
Außer-sich-seins und Außer-sich-bleibens? In wel-
che Dimensionen lässt sie sich analytisch untertei-
len: als ethische Frage, als soziale Pathologie oder
als Kategorie der Gesellschaftstheorie? Was sind
die performativen Praktiken, sozialen Phänomene
und kulturelle Produkte, in denen und durch die
sie spürbar, sichtbar und erfahrbar wird?

Wo lässt sich Entfremdung verorten: in akademi-
schen Abhandlungen und gesellschaftspolitischen
Diskursen, in den überbordenden Eindrücken der
Großstadt oder in den abgehängten Dörfern auf
dem Land? Wer fühlt sich entfremdet, das Indi-
viduum und/oder das Kollektiv, marginalisierte
Kleingruppen abseits des gesellschaftlichen Zent-
rums oder die Gesellschaft als Ganze? Welche poli-
tischen Ansprüche und moralische Konsequenzen
entfaltet das Argument der Entfremdung – abhän-
gig davon, ob es als emanzipatorischer Aufruf zu
mehr Partizipation oder als Chiffre der Resignation
Verwendung findet?

Das SoziologieMagazin widmet seine 16. Ausgabe
dem Konzept der Entfremdung; wir freuen uns
über Eure Inhalte in Form von genealogischer
Begriffsanalysen oder Artikel mit empirischem
Charakter. Sowohl die titelgebende als auch die im
Text gestellten Fragen können dabei als Inspiration
und Orientierung dienen, sind aber keineswegs
abschließend zu verstehen. Schickt uns Eure Texte
bis zum **01. Juni 2017** und werdet Autor_innen
des 16. SoziologieMagazins; wir sind gespannt auf
Eure Beiträge.

Und zu guter Letzt sind wir auch immer –
themenunabhängig – an Rezensionen, Interviews
oder Tagungsberichten interessiert! Hilfestellungen
für eure Artikel bekommt Ihr auf unserer Website
unter „Hinweise für Autor_innen“.